Princeton University Library
32101 069169744

Oedipus

3490
.273
368

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Oedipus

Roman

von

Willi Speyer

Verlag von Bruno Cassirer
Berlin 1907.

Oedipus

Erſter Teil

(RECAP)
3490
.2738
.36

550688

Meiner Mutter gewidmet

1.

Von Tag zu Tag wölbte ſich der königliche Leib Frau Beatrices. Ihr Antlitz wurde grau, ihre Hände wurden wächſern und ſchmal, ſo daß die Ringe wie goldene Früchte abfielen, aber aus ihren Augen ſprachen der Stolz und die Tiefe derer, die gebären.

Als man ſpäter das Kind zum erſten Male ſeinem Vater darbot, blickte Rainer Reilen dem Knaben lange mit einem Ausdruck des Grauens in die Augen und flüſterte endlich die Worte des Ödipus:

„Weh', was iſt ein Menſch! Wer über dieſem brütet, ſtirbt."

2.

Rainer Reilen entſtammte einer reichen bürgerlichen Familie der Großſtadt.

In ſeiner Knabenzeit war er träumeriſch, traurig, unliebenswürdig und müde. Er arbeitete ſelten und langweilte ſich viel. Er beſaß keinen Freund, beſchäftigte ſich aber ſtundenlang mit ſeinen Hunden.

Später als bei andern Knaben trat die Liebe in ſein Daſein. Sie drohte ihn zu zerbrechen.

Er war Student, als ihn zum erſten Mal eine heftige Leidenſchaft zu einem Knaben ergriff, der in ſeiner Vaterſtadt noch die Prima des Gymnaſiums beſuchte.

Unglücklich und verwirrt über dieſe ausſichtsloſe und fremdartige Schwärmerei verſuchte Rainer ſich zu töten. Eine Kugel, die er ſich in den Kopf geſchoſſen hatte, wurde in einer gefahrvollen Operation beſeitigt, und Rainer dem Leben wiedergegeben.

Danach ging es ihm wie vielen Menſchen, die unter der Narkoſe ſtark leiden: er hatte ſein Vorleben vergeſſen. Man nannte ihm Namen und erzählte ihm Ereigniſſe aus früheren Zeiten; er fing

an sich zu besinnen, durchdachte sein Leben, geriet in seinen Betrachtungen auch auf den Knaben, den er geliebt hatte, aber seine Leidenschaft war so völlig erstorben, daß sie niemals wieder in ihm rege wurde, — ja, nicht einmal in jenen Dämmerstunden, die schmerzlichen Erinnerungen geweiht sind. Er verstand dieses starke Gefühl nicht mehr, das ihn einst beherrscht hatte, und gab sich auch keine Mühe, es zu verstehen.

Die darauffolgenden Jahre durchlebte er in dumpfem Grübeln und fruchtlosem Sinnen befangen. In manchen mitternächtigen Stunden, wenn er den Quellen des Daseins nahe zu sein glaubte, ergriff ihn ein tiefes Mißtrauen gegen sich und die Menschen, die ihm ruchlos und verzerrt erschienen.

Obwohl er sich so dem Inhalt des Lebens entfremdete, duldete sein Geschmack es nicht, auch die Form zu vernachlässigen: er legte Wert darauf, der Sohn aus guter Familie zu sein, kleidete sich mit der peinlichsten Sorgfalt, unterzog sich willig den gesellschaftlichen Verpflichtungen des Elternhauses, gab viel Geld aus, ohne leichtsinnig zu sein, und bestand mühelos seine Prüfungen.

Seine Mutter verhütete, ohne es selbst zu wissen, daß die schlummernde, ewig lauernde Begierde in

ihm geweckt ward. In ihr fand Rainer alle reichen Triebe, die ihm zu eigen waren, klarer und einheitlicher vorgebildet. Ihm war es, als ob er aus ihren Händen, die sich ihm oft zum Kusse darboten, sein Leben nach sturmvollen Zeiten in ernsterer und reinerer Gestaltung zurückempfing. Er wußte, daß er nach ihrem Tode rettungslos jenen schweren Wünschen in seiner Brust preisgegeben sei, zu deren Gewalt er schon als Knabe ängstlich lauschend das Ohr geneigt hatte. Mit Hohn, Neugierde und Furcht wartete er auf den Augenblick, da seine große Zeit, wie er sie nannte, heranbrechen würde.

Seine Mutter starb. Und er, der ganz unter der Macht seiner liebgewonnenen Gedanken stand, daß es so und nicht anders kommen könne, verlor alsbald in sinnlosem Treiben seine Kraft, vergeudete einen beträchtlichen Teil seines väterlichen Vermögens, ohne es recht zu genießen, und erlebte, wie er zu sagen pflegte, in den Umarmungen von Dirnen die ersten metaphysischen Augenblicke seines Daseins.

Von schweren Gedanken in die Tiefe gezogen, von leichten Wünschen emporgehoben, zerrissen und zermürbt, sich selbst ein Gegenstand bald scharfen

Spottes, bald mißtrauiſchen Stolzes, — ſo durchlebte Rainer ſeine Jugend.

In ſeinem Herzen aber entſtand die Sehnſucht nach einem Weibe, das ſeiner Mutter gliche, ihn erlöſe und neu gebäre. —

Um in dem herannahenden, gänzlichen Zuſammenbruch ſeiner Perſönlichkeit den Glauben an eine Wiedergeburt vor ſich ſelbſt behaupten zu können, gab Rainer gewiſſen Gedanken Raum, die er bereits als Knabe ſpieleriſch angeſtellt hatte und die ſich ihm nun wieder ernſt und mild als die liebſten und treuſten Freunde ſeines Lebens darboten.

Die Dirne, die man gemeinhin unfruchtbar ſchmäht, ſo überlegte Rainer, iſt ja in Wahrheit der Boden, dem die höchſte Fruchtbarkeit entſprießt. Denn die Dirne dient dazu, den Mann zu vernichten.

Dieſer Vernichtung aber bedarf der Mann, um neugeboren zu werden. Geht nicht die Zeit zwiſchen den beiden Geburten des Mannes wie ein unſeliger Traum dahin? Hier herrſcht die zügelloſe Begierde, die keine Erfüllung kennt, hier der Weltſchmerz, das nutzloſe Sinnen, die ſtürmiſche Klage und das knabenhafte Sehnen nach Reinheit und Ruhe. Dies alles aber verkörpert am klarſten der Beruf der

Dirne, die dem Manne Reiz und Unruh iſt und niemals ihn erquickt. Ruhe nur gibt die Geliebte, zu der der Mann ſich bittend wendet. Durch ſie wird er von ſeinem Traumdaſein zur Wirklichkeit geboren und — ſeltſam — er, der nun Erwachte und Geneſene zeugt in ihrem Schooße Kinder in eben dieſes traumvolle Leben hinein. Wer aber unerlöſt, ungeboren Kinder in die Welt ſchickt, der iſt verrucht. Nicht traumvoll zerriſſener Wille darf die Zeugung beherrſchen, ſondern tiefes Sinnen und ernſtes Schauen, dieſe beiden machtvollen Wurzeln jeder ſteten Leidenſchaft. Wo ſie fehlen, da entſtehen Kinder, die ihr Leben lang am Fluch des Vaters würgen, nie zu neuem Daſein geboren zu werden und aus friſchen Quellen Ruhe und Glück zu ſaugen. —

Um dieſe Zeit geſchah es, daß Beatrice in Rainers Leben trat. Beatrices Mutter, eine Frau aus altadligem italieniſchem Geſchlecht, war an der Geburt ihres Kindes geſtorben. Der Vater hatte ſich als Kaufmann große Reichtümer erworben. Bald nach dem Tode ſeiner Frau war er auf ſein Schloß gezogen, wo er ſich ruhevoll an ſeinen Lieblingsdichtern Boccacio, Petrarca und Dante erfreuen konnte. Heiterer Betrachtungsart und liebens-

würdigem Genießen hingegeben glich er einem der fürſtlichen Kaufleute florentiniſcher Glanzzeit.

Beatrice wuchs unter der Aufſicht einer alten Kinderfrau empor, ein Umgang, der ohne Einwirkung auf ihr Seelenleben blieb.

Ihr Vater beobachtete ſie ſcharf, ohne es zu zeigen. Es fiel ihm nicht immer leicht, ſeinen Grundſätzen gemäß auf eine unmittelbare Beeinfluſſung ſeiner Tochter zu verzichten und ſie ganz ihren eigenen Weg gehen zu laſſen.

Was er ſeit den erſten Jahren ihres Daſeins an ihr bewunderte, war die Geſchloſſenheit ihres Weſens. Dieſes Kind ſchien ſich auf ein langes Leben einzurichten. Mit erſtaunlicher Vorſicht ließ ſich Beatrice Zeit zu ihrer Entwickelung. Sie überſtürzte nichts. In ihrem Weſen lag Schwere und Tiefe. Sie erfaßte das Daſein mit einer wunderbaren Selbſtverſtändlichkeit. Ihre Ahnfrauen aus der italieniſchen Renaiſſance ſchienen noch einmal in ihr aufzuleben, und ſchon in der Kindheit lag das Lächeln Monna Liſas auf ihrem Antlitz.

Sie war leidenſchaftlich, aber von einer Leidenſchaft, die den Menſchen nicht abnutzt, ſondern ihn immer aufs Neue mit friſchen Kräften erfüllt. Sie beſaß einen ſcharfen Verſtand, aber er richtete ſich

niemals gegen „das Leben“; das Leben war für Beatrice einfach eine Tatsache, gegen die man sich nicht auflehnen durfte.

So liebte sie zwar die Wälder, Seeen und Blumen ihrer Heimat, — gern stand sie bei Sonnenuntergang an einer Fichte und sah zu den fernen Bergen hin, die ihre Häupter in das goldene Gewühl des Himmels tauchten, — aber sie hätte die Straßen und Kirchen einer Stadt nicht weniger geliebt.

Wie Beatrice älter wurde, begann sich im Schloß ein geselligeres Leben zu entfalten.

Der Vater bemerkte nun, wie wenig Beatrice im Umgang mit Menschen der gelernten Sitte bedurfte: in jedem Augenblick schien sie ganz ohne Zwang die richtige Form zu finden, in der sie ein Gefühl auszudrücken hatte. So war es natürlich, daß keine Gebärde Beatrices falsch oder lächerlich wirken konnte, mochte sie auch noch so sehr von der üblichen abweichen.

Da geschah es, daß sich Beatrice eines Tages — von einem unbestimmten Wunsch getrieben — die Erlaubnis erbat, nur von einer Dienerin begleitet ins Gebirge reisen zu dürfen.

Als sie dort an einem Herbstmorgen auf braunem Berge stand und die Sonne anfing, die tiefen Schatten

aus den Schluchten zu verdrängen, enthüllte ſich ihrem bislang umwölkten Blick die ferne Zukunft: ſie ſah ſich als dereinſtige Mutter eines Kindes.

Als die Sonne höher ſtieg und die Hirten zum letzten Male die Kühe auf die Matten trieben, kam ein wunderſamer Gedanke über ſie: ihr war, als ob der Vater ihrer Kinder ſelbſt ihr Kind ſein werde; hilfsbedürftig und nackt werde er zu ihr kommen, wie die Menſchen zu ihren Müttern gehen.

Als aber die Sonne Berg und Tal fröhlich durchleuchtete, ergriff Beatrice eine innige Freude am Leben. Mit zärtlicher Dankbarkeit nahm ſie die Gewißheit an, daß die Natur ſie einſt in ihre Kreiſe ziehen und ihr die ewigen Gefühle vergönnen werde.

Leiſe lächelnd ſtieg ſie die kräftig duftenden, braunen Matten hinab.

Von einer alten gütigen Anverwandten begleitet zog Beatrice bald darauf in die Stadt.

Sie überragte die Menſchen an Größe, denn ſie hatte die Geſtalt Veroneſiſcher Frauen. Ehrfurchtsvoll und ſehnſüchtig ſahen alle zu ihr empor, in der die Frauen einer adeligen Kultur wieder auflebten. Ihr Schritt wurde ſicher, ihre Augen glanzvoll und heiter. Innerlich aber gewann ſie an

jener Schwere, die ſie nie verließ. Sie wartete nun auf den Mann, der ihr das wundervolle Kind ſchenken werde, nach dem ſie verlangte.

Qualvoll waren ihre Nächte. Sie durchwachte nicht die Nächte der Mädchen, die träumend ihre Glieder recken und ſich ſehnen, — ſie hatte tiefere Träume, tiefere Sehnſucht. Ihre Ahnen erſchienen ihr im Schlaf: ſie hörte verwegene Worte und Schwerterſchlag, ſie ſah blitzende Augen und grübelnde Mienen und ſie erbarmte ſich ihrer Ahnen. Sie wünſchte heiß, dieſes Geſchlecht mit den ſchweren Träumen und verwegenen Taten fortzuſetzen.

Sie ſpürte oft des Nachts ein Zucken und Beben in ihrem Leib. Immer, wenn ſie von ihren Träumen erwachte, fand ſie ſich in zwei Gebärden: das eine Mal hatte ſie die Arme erhoben, als ob ſie umſpannen wolle, das andere Mal hatte ſie die Brüſte dargeboten, als ob ſie tränken wolle. Bald war es, als umfaßten ihre Arme einen Mann, bald, als hielten ſie ein Kind; bald lehnte eines Mannes, bald eines Kindes Antlitz an ihren Brüſten.

Am Tage aber war Beatrice ruhig und heiter wie ſtets. —

Rainers und Beatrices Pfade kreuzten ſich. Beatrice fand, daß ſich in Rainers Gedanken-

welt zur Klarheit erhoben hatte, was sie in Nächten dunkel gefühlt.

An einem eisig kalten Morgen trafen sie sich dann vor Sonnenaufgang in einem stillen Park der Stadt. Sie sprachen wenig, da eine ungeheuere Bewegung sie ergriff. Sie wußten, daß sie einander gehörten und priesen das Kind, das ihnen entstehen würde.

3.

Einige Monate nach der Geburt Otfrieds ging Rainer geneigt, blaß und müde, mit glanzloſen Augen und ſchweren Händen durch die Gemächer des weitläufigen Hauſes und trat an das Bett des Knaben. Lange betrachtete er das ſchlummernde Kind, von dem die Menſchen ſagten, es ähnle dem Vater. Rainers Brauen waren gerunzelt. Auf ſeiner Stirne ſtanden: dumpfes Grübeln und fruchtloſes Sinnen. — Er nahm ſeinen Hut und wandte ſich auf die Straße hinaus.

Die Laternen brannten fahl in den grauen Nebeln; die Wege waren naß und häßlich.

Rainer irrte ruhelos umher.

Ja, Beatrice hatte zwei Kinder: einen reinen Knaben und einen entarteten. War es nicht natürlich, daß ſie den entarteten haßte?

Wie liebte er ſeinen Bruder mit den dunklen Augen, mit ſeinen Augen. . . . .

„Bruder! — Bruder! — Brüderchen!“ Zärtlich ſprach er die Worte vor ſich hin.

Wie ſchön Beatrice iſt! Wie wunderbar ſchön! Ihre dunklen Gewänder mit den ſchwermütigen Brokatſtoffen rauſchen geheimnisvoll bei jedem ihrer Schritte. Ihre Hände ſind edel und feſt, wie die Hände einer Mutter. Wenn ſie Otfried die Bruſt reicht, hat ſie wieder das Lächeln der Monna Liſa um ihren Mund, das ſo lang vergeſſene Lächeln. O Beatrice!

Wie abſeits ſtand er, wenn die Mutter ihrem Kind zu trinken gab. Er hatte an dem Glück der beiden nicht Teil: es war eine Scheidewand dazwiſchen.

Aber ſeit Anbeginn war eine Scheidewand dazwiſchen, ſeit Anbeginn. . . . . .

Rainer geriet in den Park der Stadt. Ein Wind ging ſtark darüber hin, die Bäume ſchienen zu ſchreien, viel Häßlichkeit und Hohn lag in der Luft.

Ja — damals — als er verlobt war — ja damals —

Hatte er nicht gewußt, daß nur Beatrice ihn retten konnte? O, er hatte es gewußt, wie ſehr hatte er es gewußt! Aber dann geſchah das Schreckliche: eines Morgens im Sommer, — die Sonne lachte ſehr luſtig in das Zimmer hinein, — ſtand Rainer nach einer ſchlafloſen Nacht vom

Bette auf und wußte, daß er nicht mehr gerettet werden konnte. Die Kraft war ihm erloſchen wie eine Fackel, die man in den See taucht. Er hatte keinen Glauben mehr, — — er wußte es, er gehörte zu den ewig Verdammten, die nicht wieder geboren werden können. . . .

Waſſer ſchlug Rainer ins Geſicht, Nebel ſchreckten ſeine Augen, und Strauch und Buſch waren ihm Qual und Angſt.

Und immer, immer verfolgt von dem zehrenden Gedanken: ruchlos gezeugt, ruchlos gezeugt. Er, der Ungeborene, der Unerlöſte, der qualvoll Zerriſſene, von der Schöpfung verhöhnt und gehaßt, — er hatte einen Menſchen gezeugt! einen Menſchen!

Wieder kamen ihm die Worte in den Sinn, mit denen er den Knaben einſt gegrüßt:

„Weh', was iſt ein Menſch! Wer über dieſem brütet, ſtirbt." Sein ganzes Leben hatte er darüber gebrütet: nun mußte er ſterben!

Gut, er würde ſterben! Was lag daran! Warum lief er hier des Nachts herum, den Hut in der Hand, den Blick zu Boden geſenkt? Er würde ſterben! Nun ja, wozu noch Gedanken? Jeder, der ſich das Leben nimmt, fühlt eine

Verpflichtung, noch einmal in den Straßen herumzurennen. . . . .

Wie leichtsinnig die Menschen zeugen! Wie hat er früher gescholten, wie hatte er gerast, wenn er von Kindern hörte, die aus einer Stunde blöden Rausches stammten!

„Es gibt nur eine Todsünde", hatte er einmal des Nachts zu seinen Freunden gesagt, „nur eine Todsünde, die nie verziehen werden kann: leichtsinnig Kinder in die Welt zu schicken! Es gibt keine Qual, groß genug, diese Todsünde zu strafen." Da hatten sie alle geschwiegen; sie dachten daran, daß sie wohl alle irgendwo in der Welt Kinder hatten, die sie ohne Willen und Glauben in den Leibern von Dirnen, Dienstmägden und Bürgermädchen erzeugt hatten.

Rainer lachte: was waren die Sünden derer, die im Rausch erzeugt hatten, gegen seine, gegen die größte Sünde: er, der Ungeborene, der Nichtzugebärende, er hatte gezeugt!

„Weh', was ist ein Mensch — — —"

Rainer erreichte die Häuser der Stadt, die im rosigen Dunst sich reckten.

Warum lief er nun hier des Nachts auf den Straßen herum? Anstatt zu Hause zu arbeiten?

War er ein Offizier, der ſich das Leben nehmen muß? Oder ein verlaſſenes Weib? er würde ſich eben töten, wozu ſo viel denken! Er hatte ſo viel in ſeinem Leben gedacht und nichts damit gebeſſert. Aber halt, nicht ſo ſchnell! Noch einmal die Gedanken fliegen laſſen!

Er ſetzte ſich irgendwo und ſah zum Himmel, aber da waren keine Sterne. Und es war unmöglich, daß es Sterne gab unter dem ſchwarzen Getriebe dieſer Nacht.

Nun ja, es waren noch viele Möglichkeiten dort oben, — — und Menſchenſchickſale waren ſehr klein, aber Beatrice? — und Otfried? — — Menſchenſchickſale mochten ſehr klein ſein, und die Sterne mochten wirklich in ernſter Bewegung weit, weit von hier kreiſen, — — — Otfried und Beatrice —, das waren mehr als Sterne — mehr als Gedanken. — — Das Leben iſt doch nicht das Größte, — da iſt noch etwas, das größer iſt, — — und wenn Otfried häßlich iſt und ein Tier und ſein Leben grauenhaft wie meins, — er lebte dann doch einmal, er war — — und iſt unſterblich wie der Gedanke an ihn. Da gibt es doch noch Größeres als Leben. Als Knabe habe ich es einmal gewußt. Jetzt habe ich es vergeſſen.

Er faßte ſich an die Stirn: er hatte ſoviel vergeſſen!

Nein, er wollte doch nicht jetzt ſterben! Nur nicht aus Freude an der ſchönen Gebärde in den Tod rennen! Auf eines wollte er noch warten: auf das erſte Zeichen von Otfrieds dämmernder Vernunft. Sein Gehirn würde er ſo anſtrengen, daß er alles, alles aus dem einen Zeichen erkennen wollte. Er zweifelte nicht, daß, da nun einmal Otfried ſeines Blutes Sohn war, er mit einem Fluche geboren ſei. Aber ſehen wollte er es, ſehen, ſehen. Dann würde er ſich aufhängen — an einen Baum, hoch, ſehr hoch: das war närriſch und häßlich, ſo häßlich, wie ſein ganzes Leben war.

— — Aber — das war alles noch nicht das Letzte, — das Größte. Es gab noch immer etwas, das mehr war.

Ach Otfried! — — —

Rainer ging nach Haus, blaß, müde, geneigt, mit glanzloſen Augen und ſchweren Händen.

4.

Frau Beatrice wußte von dem, was Rainer die größte Sünde nannte.

Wie töricht ſchien ihr dies alles! Sie konnte ſtundenlang darüber brüten, was ein Menſch ſei, — und doch, — wenn ſie aufwachte und Otfried anſah, dann lächelte ſie. Mit einem Fluch geboren ſein! Was waren das für Torheiten! Hatte ſie nicht ſtarke Arme, um dieſes Kind vom „Fluch“ zu löſen? Wären nicht auch Rainers Arme erſtarkt, wenn er ſie hätte gebrauchen mögen?

Wie töricht zu klagen, daß Otfried am Leben ſei! Wie konnte Otfried fehl gehen? War ſie nicht da, um ihm ein Leben vorzuleben? Würde er nicht täglich ſehen, wie man zu leben habe?

Wie oft hatte nicht Rainer von der grauenhaften Tiefe des Daſeins geſprochen! Sie hatte das alles verſtanden, aber es war ihr fremd geblieben. Grauenhafte Tiefe! Was hieß das nur? Hat man nicht Augen, um in die Tiefe zu ſchauen? Hat man nicht Hände, um die Tiefe zuzuſchütten?

Was war denn „grauenhafte Tiefe?“

Sie dachte daran, wie Otfried einſt im Wald die Hirſche belauſchen würde, wenn ſie die ſchweren Häupter ſenken, um am Bach zu trinken. Sie dachte daran, wie er im Graſe liegen würde, wenn die großen goldnen Wolken am Himmel vorüberziehen. Sie dachte daran, wie er einſt in gewölbten Hallen ſtehen würde, um den klaren Tönen der Orgel zu lauſchen — — —

Frau Beatrice trat an Otfrieds Bett und lächelte.

5.

Blitze zuckten über die Stadt. Donnerschläge erschütterten die Häuser und Kirchen. Heiße Winde fingen sich in den Kaminen und winselten dort wie gefangene Hunde. Erstickende Schwüle herrschte in den Gemächern.

Rainer und Beatrice saßen im Wohnzimmer, während Otfried am Boden ängstlich spielte. Rainer verglich zerstreut Abbildungen antiker Friese. Frau Beatrice saß, die Hände in das Haar vergraben, über einem großen Buch.

Sie fühlte, daß Rainers Blick auf Otfried und auf ihr ruhte.

Beatrice sah nicht auf, aber die quälende Unruhe, die sich ihrer in den letzten Tagen bemächtigt hatte, wuchs unter Rainers stetem Blick zur krankhaften Reizbarkeit empor. Sie vermochte nur noch schwer zu atmen. Die Buchstaben fingen an zu tanzen. Sie fühlte, wie ihre Gedanken sich verwirrten: urplötzlich sah sie grübelnde Mienen von Sybillen, die über den Riesenbüchern brüteten, — — und dann

— — ihre Ahnen im Dom, — — die Augenhöhlen ſtarr zur Wölbung gewandt, — — auch Otfried lag unter ihnen — —

Beatrice fühlte eine Schwere in ſich, die ihre Hände herabzwang und ihre Augenlider ſchloß.

Wie die Falten ihres Kleides in die Tiefe zogen! Sie ſchien durch endloſe Abgründe zu ſtürzen. Sie wollte ſchreien und konnte nicht. Jetzt würde ſie aufſchlagen und ſich zerſchmettern, jetzt — — ſie riß gewaltſam die Augen auf: da ſah ſie, wie Otfried ſich feſtkrallte an ihr Gewand. Rainer beugte ſich über den Tiſch. Seine Augen waren geweitet. Frau Beatrice ſpürte, wie Otfried ſich an ihren Falten emporrang, ſie wollte die Arme heben, aber ihre Arme waren ſo ſchwer — — —! Jetzt hatte Otfried ſchreiend ihren Leib umklammert. Beatrice hob nun die Arme, ſanft ſuchte ſie Otfried von ſich zu löſen, indem ſie liebe Worte ſprach. Aber er krallte ſich feſter und feſter und ſtieß wild mit ſeinem Kopf gegen ihren Leib. Schmerzen durchzuckten Frau Beatrice, als ob glühendes Eiſen ſie durchbohrte, und Gedanken, ſeltſame, fremde, feindliche floſſen durch ihre Seele: wollte dieſes Kind zurück in ihren Leib, zurück zu ſeinen Ahnen in den tauſendjährigen Schlaf? Wollte ſeine Fauſt das Tor aufreißen?

Nun biß ſich Otfried in die Falten des Gewandes, Schaum rann von ſeinem Mund hernieder, ſein Körper zuckte, ſeine Augen verdrehten ſich.

Da richtete ſich Frau Beatrice mit Gewalt empor, ſie riß das Kind mit heftiger Bewegung fort, die Lampe fiel tönend nieder, die Glocke zerbrach, — — Frau Beatrice ſtreckte das Kind weit von ſich und ſah es wie aus tiefem Traum erwachend an.

Blitze erhellten von Zeit zu Zeit das Gemach. Frau Beatrice hörte einen Mann ſchweren Schrittes aus dem Zimmer gehen. Sie hörte das dumpfe Ticken der Uhr, ſie hörte Donnerſchläge und das ſich nähernde und raſch wieder verhallende Rollen eines Wagens.

Hatte ſie geträumt?

Da wimmerte Otfried.

Frau Beatrice preßte die Lippen aufeinander: nieder mit allen feindlichen Gedanken! Otfried muß leben! — Sie drückte das Kind feſt an ihre Bruſt und verließ ruhig das Gemach. Ihr Gewand rauſchte, — wie Kirchenglocken, in denen die Abendwinde ſpielen.

Zwei Tage irrte Rainer gehetzt im Forſt der Stadt umher. Am fünften Tage fanden ihn Holzknechte erhängt an einer hohen Eiche.

An einem kalten Morgen, als die Sonne blutigrot über der Stadt aufging, brachte man Frau Beatrice die Nachricht. Ihr Antlitz blieb unbeweglich, ihre Geſtalt erſchien größer denn je. Als ſie Otfried ſah, deſſen tiefe dunkle Augen ängſtlich zu ihr emporſahen, wurde ihr klar, daß ſie um dieſes Kind lebenslang mit Rainer werde kämpfen müſſen.

Zweiter Teil.

Digitized by Google

6.

Es war an einem herrlichen Sonnabendnachmittage im Frühling, als eine weiße Yacht mit zierlichen Segeln den blauen See hinaufglitt. Aus blühenden Obſtbäumen und dunklen Kaſtanien grüßten burgartige Landhäuſer freundlich herüber. An bronzenen Löwen und plätſchernden Brunnen zog die Yacht vorbei, an leuchtenden Lawntennisplätzen und heimlichen Liebesinſeln, an verankerten Segelſchiffen und brüderlich winkenden Menſchen — zu den fernen weißen Bergen hin, die nach dem Dunſt des Mittags nun in größerer Klarheit auftauchten. Hoch am Maſt wehte die rote dreieckige Fahne mit den weißen Ringen, die Fahne des Generalkonſuls Kanten.

Zwei Menſchen, ein Schiffer und ein Knabe, ſaßen auf dem Verdeck der Yacht. Der Schiffer hatte ſeinen Platz am Steuerruder und rauchte ſeine Pfeife. Sein glattraſiertes Geſicht war unbeweglich, nur ſeine kleinen grauen Augen muſterten von Zeit

zu Zeit den blauen Himmel, über den eine ſchöne weiße Wolke dahinfloß.

Der Knabe ſaß auf der Luvſeite und rauchte gleichfalls aus einer Pfeife. Die holländiſche Schiffermütze, unter der man gewöhnlich geſunde braune Geſichter ſieht, überſchattete ein ſchneeweißes Antlitz. Die feine Naſe, der etwas breite, aber zarte Mund mit den kleinen weißen Zähnen, die tief blauen, aber ein wenig leeren Augen, die ſchlanken und zarten Hände, alles trug die Spuren edler Abkunft.

Der Knabe war Klaus, der einzige Sohn des Generalkonſuls Kanten.

Klaus Kanten liebte es an Bord der „Perugia" engliſche Sitten anzunehmen: er trug jetzt ungeheuer widerſtandsfähige, breite Stiefeln, deren Umfang einen eigentümlichen Gegenſatz zu den zerbrechlichen dünnen Beinen bildeten; er hielt die Hände tief in den Taſchen vergraben und ſtreckte die Beine weit von ſich. Von Zeit zu Zeit nahm er die Pfeife aus dem Mund und ſpuckte blaſiert in das murmelnde Waſſer.

Schiffer Peterſen und Klaus Kanten ſaßen an Bord der „Perugia" und ſchwiegen. Wovon hätten ſie auch ſprechen ſollen? Über den Stand des

Wetters hatten ſie ſich bald geeinigt. Peterſens Seemannsgeſchichten kannte Klaus ſchon lange; ſie hatten ihn nie intereſſiert. So waren alle Möglichkeiten eines Geſprächs erſchöpft.

Unten in der Kabine aber lag Gott ſei Dank noch jemand, — Gott ſei Dank, denn ſonſt wäre es an Bord der „Perugia“ doch ein wenig langweilig geweſen.

Das war ein Knabe in Klaus' Alter.

Die goldbraunen Locken, die ſein Antlitz in ſtrengen Linien einrahmten und ihm etwas das Ausſehen eines mittelalterlichen Knappen gaben, hoben ſein Geſicht mit größerer Schärfe hervor und verliehen ihm einen trotzigen Ausdruck. Von ſeinem Lager aus folgte der Knabe neugierig mit ſeinen dunklen Augen den tänzelnden Bewegungen der Meſſinglampe, die trotz jeder Erſchütterung des Schiffes ſtets ſenkrecht zur Spiegelfläche des Sees ſtand. Dieſe Augen waren klug, glänzend und dunkelbraun, wie die eines Rehs.

Mit ſeinen Fingern, großen, ſehr ſchmalen und unruhigen Fingern, die noch kein richtiges Verhältnis zu den übrigen Teilen ſeines Körpers gewonnen hatten, zeichnete er allerlei Figuren in die

Luft. Seine Beine fuhren bald nach dieſer, bald nach jener Seite.

Plötzlich ſprang er auf. Er dehnte ſeinen ſchlanken Körper, kletterte behutſam einige Stufen der Meſſingleiter empor und ſtreckte den Kopf aus. Mit zuckendem Munde ſah er Klaus an und deklamierte dann in gewollt kindlichem Pathos:

„Ach, wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt hinunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.
Labt ſich die — — —“

„Ja, ja, höre bloß auf, Otfried!“ rief Klaus ungeduldig. „Wir wiſſen ſchon, daß du deine Gedichte brav lernſt.“

Mit einem Satz war der Junge oben, lachte, beſchattete ſein Geſicht mit der Hand und ſah zu den Schneebergen am Horizont.

„Schön iſt es hier bei Ihnen, Herr Peterſen“, ſagte er. „Hier ſollte man leben! Aber der liebe Gott hat es ſo eingerichtet, daß man am Montag wieder in die Schule muß.“

Er öffnete den Mund und fuhr mit ſeinem feuchtenden, glänzenden Zünglein mehrmals ſchnell zwiſchen den roten Lippen einher.

Plötzlich rannte er zum Bug, ſprang über einige Taue hinweg und warf ſich mit Nachdruck zu Boden. Er beugte den Kopf leicht über den Rand der Yacht und ſah ins Waſſer.

Klaus nahm ſeine Pfeife bedächtig aus dem Mund, ſchielte zu Schiffer Peterſen hinüber, klopfte den Tabak aus ſeinem Pfeifenkopf und ſpuckte aus. Dann ſtand er auf und reckte ſich, ſteckte die Pfeife in die Hoſentaſche und ging zu Otfried heran. Der drehte ſich um und ſah blinzelnd zu ihm empor.

„Na, woran denkſt'n Du?“ fragte Klaus.

„Komm, ſetz Dich her!“ bat Otfried.

Klaus ſpuckte noch einmal in weitem Bogen aus; dann ſetzte er ſich mit untergeſchlagenen Beinen aufs Deck. Er ſah zerſtreut ans Ufer. Plötzlich ſchrie er gähnend:

„Du! woran Du denkſt?“

„Daß ich morgen fünfzehn Jahre alt werde“, erwiderte Otfried, der ſtarr zu den Bergen ſah.

„Aha, an die Geſchenke!“

„Nein, nicht an die Geſchenke.“

Klaus beachtete den Einwand nicht.

„Was bekommſt Du denn?“

„Ach, alles Mögliche! Ich hab' mir ein neues Rad gewünſcht und viel Bücher."

„Bücher?" ſagte Klaus, indem er Otfried flüchtig anſah. „Was denn für Bücher?"

„Die große Goetheausgabe, Mörike und Tolſtoj."

Klaus verzog den Mund:

„Fein! Da wirſt Du ja wieder ſehr gebildet werden! Verſtehen tuſt Du kein Wort davon, aber Du kannſt darüber reden."

Otfried lächelte.

Klaus' Geſicht nahm einen forſchenden Ausdruck an; er betrachtete Otfried ſpöttiſch und doch mitleidig.

„Weiter keine Bücher?"

„Nein."

„Gar keine?"

„Nein."

„Merkwürdig!"

„Wieſo?"

„Sieh, das Gute liegt ſo nah", trällerte Klaus.

„Was heißt'n das?" fragte Otfried verwundert.

Klaus fühlte ein angenehmes Kribbeln in ſeinem Körper.

„Man ſollte doch eigentlich — —“

„Ja, was denn — zum Teufel? Was willſt du denn nur?“

Klaus räuſperte ſich. Er wurde jetzt unruhig. Otfried ſah es und lachte.

„Du biſt wohl verrückt? Vielleicht ſprichſt Du jetzt?“

Klaus wurde verlegen. Er ſpuckte noch einmal aus, fühlte aber ſofort, daß es unpaſſend und dumm war. Er wurde noch verlegener. Er ärgerte ſich über den leichtfertigen Ton, den er angeſchlagen hatte, und wollte nun in dem, was er ſagte, feinfühlig ſein, merkte jedoch, daß er die Situation abſolut nicht beherrſchte.

„Du!“ ſagte er möglichſt unbefangen, während er an Otfried vorbeiſah. „Als ich neulich in unſerm Bibliothekszimmer herumſtöberte, fand ich — —“

„Na?“

„Da fand ich ein Buch deines verſtorbenen Vaters.“

Klaus war wütend über ſich. Er hatte ſich feſt vorgenommen, ganz weltmänniſch, in gleichgiltigem Ton von dieſer Sache zu ſprechen, und nun benahm er ſich ſo!

„Ein Buch meines Vaters?“ fragte Otfried gänzlich verſtändnislos.

„Ja Du, ein Buch deines Vaters.“

„Ein Buch, das meinem Vater gehörte?“

„Nein Du, ein Buch, das dein Vater geſchrieben hat.“

Otfried richtete ſich jäh auf.

„Ein gedrucktes Buch?“

„Ja natürlich!“

„Wie heißt es? Sind's Gedichte?“

„Nein, keine Gedichte.“

Jetzt wurde die Sache aber wirklich höchſt peinlich! Verdammt! Warum hatte er nur angefangen, von dieſem dummen Buch zu ſprechen! Otfried ſah ganz aufgeregt aus, und er hätte ja auch wiſſen können, daß Otfried wie toll war, wenn es ſich um ſeinen Vater handelte!

„Wie heißt es denn? — Bitte!“

Klaus räuſperte ſich:

„Ach — — na, — wie heißt es denn gleich? — Ach ja, Aufſätze über das Dirnentum, Du,“ ſagte er in einem Ton, als ob er um Entſchuldigung bäte.

„Aufſätze über das Dirnentum?“ wiederholte Otfried mechaniſch.

„Ja, denk dir mal an!“

Klaus war es sonst keineswegs unangenehm, das Wort Dirnentum auszusprechen. O nein, er war Großstädter und wußte in allem Bescheid. Er hatte mit Otfried oft über solche Dinge gesprochen, ja, eigentlich fast nur über solche Dinge, aber daß der verstorbene Herr Reilen damit in Verbindung gebracht werden mußte, das war doch recht peinlich, äußerst peinlich.

„Mein Vater hat ein gedrucktes Buch über das Dirnentum geschrieben? Ist das wirklich wahr?“ fragte Otfried und fing aus irgend einem Grunde an, rot vor Zorn zu werden.

„Na, wahrhaftig! wie ich's dir sage,“ rief Klaus, der froh war, sich an eine Tatsache klammern zu dürfen.

Otfried sprang jetzt auf. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, sein Gesicht glühte, seine Zähne bissen in die eine Ecke seiner Unterlippe.

O, wie er das haßte, wie ihn das rasend machte! — — — Wenn er doch nur etwas zum Schlagen hätte, zum Zerbrechen, zum Beißen! Warum hatten ihm das die Erwachsenen nicht gesagt? Warum hatten sie ihn so gemein betrogen, diese — — diese Schufte? — Ja, Schufte! Er

fand eine ſonderbare Beruhigung in dem Gedanken, daß alle Erwachſenen Schufte ſeien.

Klaus ſah verlegen zu den Bergen. Die Sonne fing an ſich zu ſenken. Der See nahm tiefere Schatten in ſich auf.

Schiffer Peterſen kreuzte. Das war eine umſtändliche Sache, und Klaus mußte helfen, ſonſt konnte man nicht wiſſen, wie es ausgehen würde. Die Yacht legte ſich ſcharf auf die Leeſeite. Peterſen rief Otfried ein „Halloh!“ zu, aber der achtete nicht darauf. Mochte er nur ins Waſſer fallen oder der Maſtbaum ihm den Schädel einſchlagen, — es geſchähe ihnen ja ganz recht, denen da in der Stadt! Sie ſollten gar nicht glauben, daß ihm etwas am Leben gelegen ſei. Er war ja ſo unglücklich, ſo furchtbar unglücklich!

So lange er denken konnte, hatte er verſucht, etwas über ſeinen Vater zu erfahren, ſo lange er denken konnte, hatte er verſucht, das Wenige, was er erfahren hatte, zu verſtehen, — und nun gab es noch Menſchen, die mehr von ihm wußten, nun gab es ein dickes Buch von ihm, — ein Buch! — und er wußte nichts davon! Natürlich, er war ja noch zu jung; er kannte das; ſeine Mutter ſagte dann mit der verhaltenen Leidenſchaft, die er immer

herausfühlte, wenn es ſich um ihn handelte, und die ihn ſtets in Wut verſetzte:

„Du biſt jetzt noch zu jung dazu, mein Kind. Später!“

Ja ſpäter, ſpäter, immer dieſes Später! Und wenn ihn nun jetzt dieſer Maſt da getroffen hätte, dann wäre es vorbei mit dem „Später!“ Dann könnten ſie alle ſtehen und weinen und die Hände ringen: Da hätten ſie dann ihr „Später“.

In tiefem Groll legte er ſich nieder.

Man brauchte nun nicht mehr aufzukreuzen, Klaus hatte nichts mehr zu tun. Er mußte wieder zurück zu Otfried. Das war peinlich, aber es ging nicht anders: was ſollte Otfried ſonſt von ihm denken? Der war ja immer ſo komiſch; er ſagte dann womöglich etwas von Freunden, die in der Not treulos werden, und ähnliche Dinge.

Klaus ſetzte ſich alſo wieder zu Otfried, der immer noch finſter auf die Spiegelfläche des Sees hinausſah und ſchwieg.

Na, wird er nicht etwas ſagen?

Nein, er ſchwieg.

Klaus ärgerte ſich: das war doch wieder einmal Tuerei! Da am Maſt zu ſtehen, während gedreht wurde, und ſo trotzig hinauszuſehen und nun dies

dumme Schweigen, — das war doch alles nur Tuerei. Warum ſpuckte er nicht auch einmal ins Waſſer und machte einen dummen Witz?

Na überhaupt! Man kennt das ſchon, dachte Klaus. Heute iſt er wild, raſt herum wie 'ne Katze, lacht und ſchreit wie 'n Kind, morgen ſpricht er kaum ein Wort und iſt biſſig wie 'n böſes Tier, und übermorgen iſt er höhniſch und überlegen. Und dann dieſes ewige intelligente Gerede, das war doch ſchließlich auch alles albern! Wenn Otfried mit Werner Reneck nach Hauſe ging, dann ſprachen ſie auch nur von ſo intelligenten Leuten, von lauter ſchlauen Kerlen, die alles Mögliche geſchrieben hatten, und ſpielten den einen gegen den andern aus, und Reneck ſchimpfte dann auf alles, was ihm nicht paßte. Otfried lächelte allerdings über Renecks Schimpfereien, aber das war auch nur Tuerei.

Ach, wie Klaus ſich ärgerte!

Er ſchielte zu Otfried herüber.

Wie bekümmert Otfried ins Waſſer ſchaute!

Ja! Ja!

So war das Leben!

Etwas wie Mitleid überkam Klaus, als er Otfried anſah, etwas wie Angſt. Er erinnerte ſich

unklar, von bedeutenden Männern gehört zu haben, die auch „so“ wie Otfried waren und nachher den Verstand verloren hatten.

Ohne es zu wollen, sagte er plötzlich:

„Du, in Deiner Stelle hätte ich Angst verrückt zu werden.“

Otfried gab sich keine Mühe, Klaus zu verstehen.

Er sah zerstreut und fragend auf.

Klaus bereute sofort seine Worte und errötete heftig. Er fragte schnell, um ihren Eindruck zu verwischen:

„Warum bist Du so traurig, Otfried?“

Sogleich aber fühlte er, daß diese Frage eine neue Dummheit war.

Otfrieds Gedanken waren weit fort: sie waren bei jenen Frauen, die sich des Nachts auf den Straßen zeigten, jenen seltsamen Frauen mit den falschen, blitzenden Steinen und den auffallenden Hüten, bei jenen Frauen, deren fieberhaft rote Wangen und schwarze Augenränder ihn lockten, so unheimlich lockten, bei denen er immer das Gefühl hatte, als müsse er seinen Mund an diese roten Lippen legen und seinen Körper, seine Beine an diese knisternde

Seide. Das waren die Frauen, über die ſein Vater ein Buch geſchrieben hatte.

Da flammte es in ſeinem Gehirn auf: er brachte plötzlich ſeinen Vater mit dieſen Frauen in Zuſammenhang. Er erkannte, daß es da irgend eine Beziehung geben müſſe zwiſchen dieſen Frauen und dem fremden, unerklärlichen Etwas, das über dem Geſchick ſeines Vaters lag. Und da war ein anderer Gedanke, plötzlich und urſprungslos: nichts geht verloren, — — alles kommt wieder — — von Vater — — in mir, — — da — — ſchon war alles vorbei, — ſchon war alles verſunken. Er bemühte ſich krampfhaft, noch einmal zu verſtehen, aber nur die quälende Erinnerung blieb zurück, daß er eben noch Zuſammenhänge begriffen hatte, die nun vergeſſen waren. Wie ein Bergmann mühte er ſich, dem ein Felsbruch die kaum entdeckte Ader wieder verſchüttet hat.

Eine Leere entſtand in ihm:

„Verſtehſt Du das, Klaus? — Da hetzen ſich die Menſchen, um ſo ein Weib zu finden. Dann gehen ſie mit ihr nach Hauſe — gut, — ſie ziehen ſich aus — gut, — dann kommt das, — — — dann ſchlafen ſie, — — und alles iſt vorbei, — — zwei nackte Körper, — — ſie liegen beieinander, —

— aber weshalb? — — warum das alles — — verſtehſt Du das — —?“

Er ſchüttelte langſam den Kopf. Seine Hand hob ſich ſtarr, ſein Mund öffnete ſich leicht, ſeine Augen blickten auf einen Punkt!

„Gott, das iſt doch ſehr nett,“ ſagte Klaus nach einer Weile. „Ich möcht's auch 'n Mal.“ —

Kurz nach Sonnenuntergang, als von Oſt her eine leichte Briſe aufſtieg und das Waſſer wie flüſſiges Gold um den Kiel rauſchte, erreichten ſie die Villa des Generalkonſuls. Schiffer Peterſen reffte, während Klaus den Anker auslegte. Ein Boot wurde am Ufer losgekettet, um die beiden Knaben an Land zu holen.

Bald ſchritten Klaus und Otfried durch den leiſe rauſchenden Park, deſſen blühendes Geſträuch den Frühlingsabend mit ſüßen Düften überlud.

7.

„Iſt Otfried ſchon aufgeſtanden?“

„Herr Otfried iſt bereits fortgegangen, gnädige Frau.“

„Fort? Hat er denn gefrühſtückt?“

„Nein. Er muß das Haus verlaſſen haben, noch ehe die Mädchen wach waren.“

Frau Beatrice ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Es iſt gut. Räumen Sie bitte den Frühſtücks-tiſch ab. Nachher helfen Sie mir, die Geburtstags-geſchenke auspacken.“

Frau Beatrice erhob ſich und ging ins Neben-zimmer.

Ihre Geſtalt ſchien in den letzten Jahren noch königlicher geworden zu ſein; ihre Augen beſaßen noch denſelben Glanz, ihre Bewegungen noch die-ſelbe große Sicherheit wie ehedem; nur um ihren Mund hatte ſich ein Zug gelegt, der ihr Antlitz herber und würdevoller erſcheinen ließ. Sie hielt mit ihren edelgeformten, kräftigen Händen ein ruſſiſches Tuch, das ſie um die Schultern und den

freiliegenden Nacken geſchlungen hatte. An einem ihrer Finger trug ſie nun einen oben geöffneten Platinreif, an deſſen Enden zwei tiefblaue Saphire glänzten. Eine einfache Perlenreihe lag um ihren weißen Hals.

Frau Beatrice ſah heute ein wenig blaß aus; ihre ſtets ſo glanzvollen Augen waren etwas trübe; ſie hatte des Nachts ſchlecht geſchlafen. Im Traume war ihr Rainer begegnet, der durch endloſe Wälder zu gehen ſchien. Stets hatte er zu den Kronen der Bäume emporgeſehen, aber ſein Fuß war nie fehl getreten. Und ſpäter hatte er immerfort von Otfried geſprochen — — eindringlich — und heftig — —

Frau Beatrice kniete an der Truhe nieder und löſte das Umſchlagpapier von den Geſchenken. Aber ſie tat es ohne Achtſamkeit. Sie wurde von einer tiefen Schwermut erfaßt, die ihr an dieſem Tage feindlicher denn je erſchien. Wie fremd hatte Otfried geſtern beim Gutenachtgruß gelächelt. Wie erzwungen war ſein Benehmen während des Abends geweſen! Sie fühlte, daß er ſich damit gewaltſam in die nun einmal notwendige Feſtſtimmung des kommenden Tages hineinſteigern wollte.

Ach Otfried!

Frau Beatrice ſtand auf und trat ans Fenſter.

Wenn er nur Vertrauen zu ihr hätte! Wenn er nur ſprechen möchte! Sie fürchtete ſich vor ſeinem beharrlichen Schweigen, dieſem andauernden, trotzigen Schweigen. Aus ſeinem Munde kamen nur harte Worte über die „Erwachſenen“, die er haßte und verachtete.

Frau Beatrice ließ ſich auf den großen Lederſtuhl nieder, der vor ihrem Schreibtiſch ſtand.

Sie bemühte ſich, geordnet über Otfrieds Leben nachzudenken. Als ſie aber verſuchte, in ihr Gedächtnis zurückzurufen, wie er ehedem geweſen war, merkte ſie, daß ihr nicht einmal Geſtalt und Antlitz des Kindes deutlich gegenwärtig waren. Immer wieder verdrängte die Vorſtellung von Otfrieds Geſicht am geſtrigen Abend jede andere.

Frau Beatrice ſtützte ihr Haupt auf die Hand und vergrub ihre Finger im Haar. Ihre Gedanken blieben jedoch ſtets an den Dingen haften, die ſie umgaben: ſie verfolgte die verſchlungenen Figuren im Teppich, ſie ſah, wie der Wind das Umſchlagpapier, das zu ihren Füßen lag, in eigentümlich rhythmiſche Schwingungen verſetzte, ſie blickte zu Rainers Bildnis empor, das ihr ſeelenlos und leer erſchien — — —

Frau Beatrice ſeufzte tief; ſie konnte jetzt nicht nachdenken.

Zögernd, nicht ohne Scheu öffnete ſie ein Fach ihres Schreibtiſches und nahm ein Buch heraus, auf deſſen weißem, ledergepreßtem Einband mit den in rot und gold gemalten Lettern einer alten Urkunde ein Sieneſiſcher Spruch ſtand. Sie löſte die Lederriemen, die das Buch verſchnürt hielten und überlas wahllos einige Seiten:

„Otfried klagte noch immer über heftige Kopfſchmerzen. Neulich ſagte er, oft, wenn er in ſeinem Zimmer ſäße, hätte er das Gefühl, als legten ſich Kreiſe um ſeinen Kopf, die enger und immer enger würden.“

„Als ich heute am Schreibtiſch ſaß, hörte ich aus Otfrieds Zimmer einen kurzen, ſcharfen Schrei und gleich darauf das Klirren eines zerſprungenen Porzellankörpers. Ich ging ſchnell hinein und ſah Otfried blaß vor ſeinem Schreibtiſch ſtehen. Die Delfter Vaſe, die Rainer ſo liebte, lag zerbrochen am Boden. Otfried hatte ſie gegen die Wand geſchleudert. Beim Sturze war Rainers Bild, das auf dem Schreibtiſch ſtand, zertrümmert worden. Ich fragte Otfried beſtürzt, was dies alles bedeuten ſolle. Er ſah ſich ſchaudernd und verwirrt

um und ſchüttelte den Kopf: Ich habe ſolche Angſt, Mutter! — Ich zog ihn an mich und ſtrich ihm leiſe über ſein Haar. Er wurde etwas ruhiger, plötzlich aber ſtürzte er fort und verließ ſchnell das Haus."

„Otfried küßt gern meine Hände. Manchmal nimmt er, während ich arbeite und er neben mir ſitzt, gedankenlos eine Hand, legt ſie auf ſeinen Schooß und dreht an den Ringen. Plötzlich ſcheint er ſich zu ſchämen; — er läßt ſie fahren und eilt hinweg."

„Ich weiß nichts ſo gewiß wie dies: man erzieht Kinder nicht mit Worten. Nur vorleben, — vorleben!"

„Heut fand ich ein ſchwarzes Notizbuch, das Otfried als Tagebuch benutzt zu haben ſcheint. Auf einer Seite ſteht quer in ungelenken Buchſtaben: ich haſſe alle Erwachſenen. Dann: Mittwoch, den ſiebenten Auguſt: ich haſſe alle Erwachſenen. Dann: Donnerstag, den achten Auguſt: ich haſſe alle Erwachſenen. Dieſe Bemerkung wiederholt ſich noch zwölfmal Tag für Tag."

Frau Beatrice las nicht weiter. Sie band die Lederſchnüre zu und legte das Buch zurück. Dann ſtand ſie auf, um den Geburtstagstiſch für Otfried herzurichten.

8.

Zu der Zeit, da Frau Beatrice im Schlaf noch von quälenden Traumbildern beunruhigt wurde, hatte sich Otfried leise, ganz leise durch den Park geschlichen, dessen Bäume im fahlen Dämmerlicht des Morgens rauschten. Die Gittertür, die zur Straße führte, war verschlossen. Einen Augenblick sah sich Otfried um, dann nahm er sein schwarzes Cape ab, warf es auf die Straße und kletterte über die hohen Eisenstäbe.

Als er gerade auf den Boden sprang, setzte noch jemand anders über das Gitter und zwar mit weit mehr Geschick: das war Borgia, die dänische Dogge. Laut bellend sprang sie in mächtigen Sätzen um ihren Gebieter.

„Wirst Du wohl stille sein, Du verrücktes Vieh! — — Sei doch vernünftig, Borgia! — — Marsch! Fort! — — Na — —!“

Verlegen und rasend lief Borgia einem braunen Stück Papier nach.

Die Straßen waren leer. In nebliger Weite ſah Otfried eine gebeugte Frau Milchkübel ſchleppen. Aus der Ferne hörte er einen Wagen vorbeirollen. Eine häßliche graue Katze ſprang über eine niedrige Gartenmauer. Von der Dachrinne des gegenüberliegenden Hauſes fielen Waſſertropfen klatſchend auf den Boden.

Otfried wunderte ſich: er wußte nicht, daß die Straßen ſo tot ſein könnten. Nie hatte er ſie ſo früh am Morgen geſehen.

Er blickte zum Himmel hinauf: Der ſah trüb und grau aus. Otfried ſchnitt eine Grimaſſe; irgendwie brachte er ſeinen Geburtstag mit dieſem grauen Himmel in Zuſammenhang. Er wandte ſich um und ging durch die Straßen.

Es fiel ihm ein, daß vielleicht zu dieſer Stunde ſeine Mutter wach im Bett liege. Oh, welch unbeſtimmte Angſt er vor dieſen Stunden hatte! Das ein anderer ſich über ihn Gedanken machen könne, war ihm ſtets peinlich und ſchmerzhaft.

Er hatte ſich am geſtrigen Abend vorgenommen, des Morgens ganz früh aufzuſtehen, um ſich manches zu überlegen. Jetzt reizte ihn das Abenteuerliche ſeines frühen Spazierganges ſo, daß er bald alles Nachdenken vergaß.

Otfried kam an den Rand eines großen, freien Feldes, das in kleine Parzellen eingeteilt war. Die Sehnsucht nach dem Lande und nach der Landarbeit hatte die Unbemittelten hierher gelockt. Der graue Himmel lastete mit beklemmender Schwere auf diesem Feld der kleinen Bürger. Zwischen Schutthaufen und verfallenen Hüten krochen fahle Nebel herum. Am Horizont aber erhoben sich bereits wieder die ersten Häuser der Vorstadt.

Wie grausig sieht das hier aus, dachte Otfried. — Du, Borgia, sieh dich vor, da kommt ein Automobil. — Sieh mal an, ein schlafender Herr im Cylinder. Ob der wohl die Nacht über in der Stadt war? — Daß Vater ein Buch über die Dirnen geschrieben hat — —! Was die Katze da nur am Schutthaufen herumschnuppert? Gott, die scheint sich aber zu langweilen! Kschsch, Borgia, fang sie!

Ich wollte doch über mich nachdenken, — na ja, ich bin so und so, — ich weiß ja eigentlich alles, — ich beschäftige mich immer mit soviel dummen Sachen, — — — ob ich wohl das Rad bekomme? — Ach sicher, — dann fahr ich öfters mal mit Klaus in den Wald. — — Wo geht eigentlich die

Sonne auf? Hier ist Norden, also dort — hinter den Häusern. — —

Ja, heute ist nun mein Geburtstag, — — — wenn ich nachher um acht Uhr nach Hause gehe, steht Mutter da und küßt mich und führt mich an den Tisch. Später kommen dann die andern und Klaus, — der ist zuerst ein bischen verlegen, nachher macht er dumme Witze, — ja, ja, -- das ist nun alles ganz schön, — aber — — — — — — —

„Herr Gott, — sieh mal, Borgia, hier bauen sie schon wieder ein neues Haus!"

— -- Ja, — wo ist Vater? Er hat mich doch erschaffen! Er muß doch also irgendwo sein! — Komm mal her, Borgia, wir wollen uns hier auf den Baumstamm setzen, — so — nun ruhig! —

Wo ist Vater nur? — Wenn ich das verstände! — Zuerst ist so'n Mensch nichts, dann lebt er plötzlich, bekommt ein Kind — und dann ist er wieder nichts. — Nein, — halt' mal, früher war er doch etwas, — früher war er bei seinem Vater und der war wieder bei seinem Vater — -- und immer so fort. — Das verstehe ich nicht, — das kann ich nicht verstehen. — Na, aber wenn er schon wirklich vor seiner Geburt etwas war, was ist er

dann nach ſeinem Tode? — Eben tot! — Ja, was heißt'n das: tot? — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Keiner kann mir ſagen, wo Vater iſt. Mutter weiß es nicht, — kein Menſch weiß es. — Die Erwachſenen ſind alle dumm, entſetzlich dumm und faul, hu —! Mit ihren anderen Sachen, da wiſſen ſie ganz genau Beſcheid, — was Dirnen ſind, und daß wir Jungens da ſind, um in der Schule fleißig zu ſein. — — Aber wo all die Menſchen bleiben, die tot ſind, — darüber denkt keiner nach, — dazu ſind ſie zu ſtolz — und zu faul. —

Wie komiſch der Nebel da 'rumtanzt. — Borgia, friß bloß nicht deine Pfote auf! — — —

— Wo ſind nur all die vielen Menſchen hin, die gelebt haben? — Und die Tiere? Manche Tiere ſterben im Wald und niemand ſieht ſie. Wo bleiben ſie nur? — —

Wo iſt Großvater? Er war immer ſo gut zu mir! Alle weg, — weg, — — einfach weg! — —

Vielleicht hätte ich Vater garnicht gemocht! Ich mag ja ſoviele Menſchen nicht — faſt alle. — Aber geſehen hätte ich ihn doch gern und hätte gern gehört, wie er ſprach. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Warum erzählt Mutter niemals von Vater? Mag ſie ihn nicht? Will ſie nicht, daß ich ihn liebe? — — Vielleicht war Vater kein guter Menſch. Mutter erzählt mir immer Dinge von ihm, die garnichts bedeuten. Aber wenn Vater kein guter Menſch war, werde ich ihn noch mehr lieben, — gerade darum. — — — Ich träume jetzt ſo oft von ihm. Immer gehe ich mit ihm ſpazieren. „Vater, biſt Du krank?“ fragte ich ihn neulich. Er iſt ſtets wie auf dem Bild, — er ſieht mich niemals an. — Aber wenn — ich — von ihm träume, ſo — muß — er doch — irgendwo ſein? —

— Dieſer letzte Gedanke trieb Otfried in ein dumpfes Grübeln, aus dem er keinen Ausweg fand. Hilfloſer denn je ſtand er auf. —

„Was ſoll nur aus mir werden?“ flüſterte er kummervoll. „Borgiaviehchen, was ſoll nur aus mir werden?“

Er durchkreuzte wahllos die ſchmalen Wege des Feldes, dieſes häßlichen, kümmerlichen Feldes.

Es iſt ganz ſicher etwas mit Vater nicht in Ordnung, — das Buch — und überhaupt, — ich weiß ja noch nicht einmal, woran Vater geſtorben iſt, — — wenn ich von Vaters Tod ſpreche, wird

Mutter immer verlegen, — — das habe ich ſchon lange gemerkt, — — o, die werden mir noch viel verheimlichen, ich bin ja noch ſo jung, — — aber ich werde heute ſchon fünfzehn Jahre, — ich mag gar kein Rad haben, wenn mir Mutter nur ſagen möchte, wie es mit Vaters Tod iſt, wenn ſie es nur tun möchte. — — Es muß doch irgend etwas ganz Schreckliches mit Vater los ſein, — — und wenn es ſo mit Vater war, — — ſo muß es doch ſo mit mir auch werden, denn, — — wenn ich nun vor meiner Geburt — — bei Vater war, — — ſo muß ich doch — — ſo muß ich doch — — ſo muß ich doch — — na, — o Borgia — — alles iſt weg, — — ich muß ihm doch ähnlich ſein, — nein, das iſt nicht das Richtige, — — o, ich weiß es nicht, — ich werde es nie wiſſen. — O mein Gott, mein Gott! — —

Ich will heute mit Mutter ſprechen, — endlich, — — endlich, — — heute iſt mein Geburtstag, — — — ſie ſoll mir endlich alles ſagen, — — ich will und will wiſſen, was da los iſt. — — Herrjeh, Borgia, es iſt ſchon neun Uhr. Nun komm aber ſchnell. — Ja, — Borgia kann froh ſein, der braucht ſich nicht den Kopf zu zerbrechen, — — der lebt ſo, wie ſein Vater lebte, und der wie ſein

Vater, — — ja, ja, nicht wahr, Borgia, und Flöhe habt ihr auch alle gehabt, — — eigentlich — — alle dieſelben Flöhe. — Ach Borgia! Borgia!

Otfried ging ſehr kummervoll und ſehr zerſtreut nach Hauſe.

„Sei recht glücklich, mein Kind!“

„Ja, Mutter.“

„So früh biſt du ſchon aufgeſtanden! Wo warſt du nur?“

„Auf dem Feld, Mutter.“

„Und dort biſt du ſpazieren gegangen?“

„Ja, Mutter. — Borgia war auch mit.“

„Wie blaß du ausſiehſt! Haſt Du wieder Kopfſchmerzen?“

„Etwas! — aber ich wollte — — —“

„Nun komm, — wir wollen uns die Geſchenke anſehen.“

„Ja, Mutter, — — aber — ich wollte — —“

„Siehſt du, da geht ſchon die Tür auf.“

Von unſichtbarer Hand wurden die Flügeltüren des Renaiſſancezimmers bei Seite geſchoben. Otfried ſah in die Speichen eines Rades, die im Schein der Geburtstagskerzen blitzten. Dahinter erhoben ſich zwei rieſige Schneeſchuhe, auf dem Tiſch lagen Bücher — —

„Ja, Mutter, – — aber ich wollte — —“

„Willſt du nicht hereinkommen, Otfried?“

„Nein, Mutter. — Ich muß erſt mit Dir ſprechen.“

„Mit mir ſprechen? — Jetzt?“

„Ja, Mutter. — Woran iſt Vater geſtorben?“

Frau Beatrice fühlte einen Stich in ihrem Herzen. Ihre Gedanken verwirrten ſich, dann war es ihr, als ſähe ſie Rainer durch dunkle Wälder gehen.

„Mutter, ich weiß, Vater iſt nicht geſtorben wie andere Menſchen.“

Frau Beatrices Augen ſchmerzten. — — Als Otfried dreizehn Jahre alt war, fragte er einmal — —

„Mutter, ſo antworte doch! — nicht wahr, er iſt ermordet worden oder er hat ſich ſelbſt getötet?“

Frau Beatrice wußte nicht, mit wem ſie ſprach. Hatte ſie denn alles, alles vergeſſen?

„Er hat ſich ſelbſt getötet!“

„Wie hat er ſich getötet, Mutter?“

„Er hat ſich im Wald getötet.“

„Im Wald? — Aber warum, Mutter?“

Wenn ſie nur wüßte, mit wem ſie da immer ſprach.

„Warum? Warum, Mutter?“

„Weil er, der Ungeborene, dich erzeugt hat.“

„Was — heißt — das? — Weil er, der Ungeborene, mich erzeugt hat?“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Mutter, was heißt das? ſo ſprich doch! — Bitte!“

„Ja, wer kann das verſtehen!“ ſagte Frau Beatrice gedankenlos.

Sie ſtand im Rahmen der Pforte und ſah auf das Zifferblatt der großen italieniſchen Uhr.

„Ich werde es verſtehen, Mutter, ich muß es verſtehen! — Du mußt, — Du mußt es mir ſagen.“

Frau Beatrice ſchwieg. Sie war ſo zerſtreut! Das war wohl Otfried, mit dem ſie da ſprach, ja? ja? Sie verſtand garnicht, was dies alles bedeuten ſollte. Was wollte denn Otfried nur? — — Als er dreizehn Jahre alt war, fragte er einmal, ob — —

„Wie kann ich jemals fröhlich ſein, wenn du jetzt ſchweigſt!“ rief Otfried heftig.

Frau Beatrice wurde tieftraurig. Sie ſah den Knaben leer an.

„Otfried, willſt du dir nicht die Geſchenke betrachten?“

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie traurig ſieht Mutter aus, dachte Otfried. Er beugte den Kopf. Die Locken, die ſein

Geſicht ſonſt ſo ſtreng einrahmten, verwirrten ſich ein wenig.

Eigentlich — iſt — es — doch — ganz gleichgültig, — weshalb Vater — ſich — getötet — hat.

„Aber willſt du nicht hereinkommen, Otfried?“ fragte Frau Beatrice faſt erſtaunt.

Eigentlich — iſt — es — doch vollſtändig — gleichgültig! — Heut Nachmittag kommt Klaus —

„Otfried, worauf warteſt du noch?“

Eigentlich — iſt — es — doch — vollſtändig — gleichgültig — —

Otfried ging durch die Tür.

„Komm, mein lieber Junge! Sei heute recht vergnügt!“

„Ja, Mutter.“

Was — geht — mich — das — an, weshalb — Vater — ſich — getötet — hat?

„So komm doch näher!“

„Ja Mutter. — — Oh, das ſchöne Rad! — Und die Schneeſchuhe! Au, das wird fein, — da fahren Klaus und ich in den Ferien in's Gebirge. Tauſend Dank, Mutti. — — Oh, was iſt denn das? — Eine ſilberne Uhr? — — Und die Menge Bücher! — — Ach, — iſt das ein feines Bild! Du, — das mag ich furchtbar gern! — — Ein Zettel?

— Erlaubnis zum Reiten? — Himmel! das iſt ja herrlich! — — Und dort, — da ſind ja noch —“

Ich — möchte — blos — wiſſen, — was — es — mich — angeht, — weshalb — Vater — ſich — getötet — hat!

10.

Am Montag früh ging Otfried mit seiner großen, schwarzen Mappe unter dem Arm zur Schule. Er trug einen dunkelblauen Anzug, aus dessen gewölbten Leinewandkragen der Knoten einer schottischen Schleife hervorsah. Otfried ging ungleichmäßig, unlustig, oftmals ohne Grund stehen bleibend, mit etwas geneigtem Körper. Er gab jedem Laternenpfahl einen leichten Schlag mit der Hand oder riß vom Gitter eines hervortretenden Gartens junge Weinranken ab, nahm sie in den Mund und spie sie wieder aus. Er sah blaß und müde aus. In der ersten Hälfte des Vormittags war er stets schlecht gelaunt oder traurig. Der Kakao, den er jeden Morgen nach Vorschrift des Hausarztes trinken mußte, verursachte ihm ein leichtes Gefühl der Übelkeit, das durch eine gelinde Aufregung über die Folgen seines Unfleißes noch erhöht wurde.

Er kannte fast jeden Menschen, der ihm begegnete: das Mädchen mit den strohblonden Zöpfen,

das ihn ſo herausfordernd anſah, zwei Offiziere, die ſich ſtets ſehr laut und ſehr eifrig unterhielten, der häßliche Schloſſerlehrling auf dem Rad, der hinkende Handlungsgehilfe mit den grellen Kravatten, — beim Anblick eines jeden von ihnen wurde Otfrieds Unwohlſein geſteigert.

Dieſer Zuſtand war nichts neues für ihn: vor kurzem war es ihm begegnet, daß er ſich auf der Straße übergeben mußte. Am folgenden Morgen hatte er dann gehört, wie der eine Offizier zum andern ſagte:

„Da kommt ja der kleine hübſche Kotzmichel!“

Otfried war wütend geworden, als er dieſe Bemerkung hörte, und doch hatte er nachher furchtbar lachen müſſen. Von nun an benutzte er einen andern Weg.

Otfried ging haſtig die breite, endlos lange Straße hinunter, die zum Schulgebäude führte. An der Ecke einer Querſtraße ſtand Klaus. Er trug ein elegantes Radfahrkoſtüm; ein hoher weißer Kragen hob ſein zartes Geſicht deutlich hervor; ſeine koſtbaren Kravatten, deren Stil ſtets von erleſener Einfachheit war, beſchäftigten einen Teil ſeiner Kameraden unausgeſetzt und bildeten für ſie einen Gegenſtand tiefſter Sehnſucht.

Klaus ſtreckte Otfried läſſig die Hand hin, dieſe feine, aber ein wenig langweilige Hand, und ſah ihn flüchtig an.

Sie gingen eine Weile ohne zu ſprechen nebeneinander her. Plötzlich ließ Klaus ein „Ach ſo!“ hören, das etwas gekünſtelt klang, griff ſchweigend in die Mappe und holte ein Buch heraus. Otfried ergriff es, murmelte etwas wie „danke!“ und ſteckte es haſtig in ſeine Mappe.

„Haſt Du Livius präpariert?“ fragte Klaus.

„Nein.“

„Haſt du Homer präpariert?“

„Nein.“

„Haſt du Mathematik gemacht?“

„Nein.“

„Biſt 'n tüchtiger Kerl!“

Klaus ſah ihn zufrieden an.

An der Ecke trafen ſie wie gewöhnlich Wolfgang von Perdorf, den Sohn des Miniſters. Er trug einen Seemannsanzug, hatte dunkelbraune Haut, blaue Augen, einen breitbeinigen Gang und benahm ſich überhaupt in jeder Hinſicht wie ein Matroſe.

„'Tag Ihr!“ ſagte er.

„'Tag!“ antworteten die beiden.

„Haſt du Homer präpariert?“ fragte Klaus.

„Nein.“

„Haſt du Livius präpariert?“

„Nein.“

„Haſt du Mathematik gemacht?“

„Nee du —!“

Klaus ſah Otfried an. Alle lachten.

„Was wird Schleigel über unſern Unfleiß ſagen,“ flötete Klaus in den höchſten Tönen.

„Schleigel iſt ein Idiot,“ ſagte Otfried mit einer Beſtimmtheit, als gäbe er den Schlußſatz eines mathematiſchen Beweiſes.

Dieſe Anſicht war den beiden andern durchaus nicht neu, aber es tat ihnen immer wohl, ſie geäußert zu hören.

„Ich werde euch beweiſen, daß Schleigel ein Idiot iſt. Ich werde ihn heute 'reinlegen.“

Die beiden ſpitzten die Ohren. Wenn Otfried einen Lehrer 'reinlegte, ſo konnte man ſchwören, daß es ein wahnſinniges Vergnügen ſein würde. Dieſem Gefühl gaben ſie auch Ausdruck, aber Otfried hörte nicht mehr zu.

Werner Reneck ſchloß ſich ihnen noch kurz vor dem Schulgebäude an. Er ſetzte ſtets ein Augurenlächeln auf, wenn er Otfried ſah. Heute verſuchte er über ein neues Drama zu ſprechen,

deſſen Uraufführung vor einigen Tagen ſtattgefunden hatte.

Die Knaben näherten ſich dem Gymnaſium. Sobald Otfried den Geruch des Schulhauſes ſpürte, dieſen eigentümlichen Geruch von vermoderten Büchern, ausſtrömendem Gas und friſch geſcheuerten Dielen, kam ſein Unwohlſein, das er im Geſpräch mit ſeinen Freunden faſt verloren hatte, wieder und ſteigerte ſich zu einer peinlichen Empfindlichkeit, die ſeine Sinne bis aufs Äußerſte ſchärfte.

In der dunklen, ſchmuckloſen Klaſſe befanden ſich etwa dreißig Knaben. Die einen lachten und ſchrieen übermäßig laut. Die andern ſtarrten müde und blaß vor ſich hin. Wieder andere ſaßen über ihren Büchern und lernten zerſtreut; aber trotz ihrer leiſen Angſt vor Strafe ſchreckte die Langweile der Arbeiten ſie auch noch im letzten Augenblick zurück.

Als Otfried das Klaſſenzimmer betrat, blieb er plötzlich ſinnend ſtehen: — — — war er heute Nacht nicht aufgeſtanden? — — — hatte er nicht wieder ſo häßlich geträumt? — — —

Er zog die Oberlippe hoch und ſchüttelte ſich leicht.

Die Dunkelheit, die in der Klasse herrschte, erzeugte in ihm das Gefühl, als ob sich eine Atmosphäre des Schmutzes um ihn und seine Umgebung lagere. Er sah über die Köpfe der Jungen hinweg, von denen ihm einige laute Grüße zuriefen. Unwillkürlich machte Otfried sie alle für die Träume verantwortlich, die ihn heute Nacht im Schlaf gestört hatten.

Dort in der Ecke saß ja Hans Grote, der hübsche Grote: der hatte ihm erzählt, daß es so viele feine Dinge auf der Welt gäbe, die man leicht genießen könnte. Otfried hattte nicht zuhören wollen, — „das ist ja widerlich, Grote, so höre doch auf!“ — aber der kleine Grote hatte gelacht, etwas gemein, etwas kokett und etwas sinnlich.

Pfui Teufel, was sind wir für Menschen, dachte Otfried, und scharrte vor Widerwillen mit seinen Füßen auf dem sandknisternden Boden.

In diesem Augenblick betrat der Mathematiklehrer das Zimmer, ein hinkender, mißtrauischer Greis, der stets väterliche Redensarten im Munde führte. Er hielt Otfrieds Scharren für eine feindliche Kundgebung, machte eine Szene, in der er sich feige und lauernd benahm, geriet in Wut über die

intereſſierten Blicke, die Otfried auf ihn heftete, gab ihm dann, nachdem er ſich etwas beruhigt hatte, zu verſtehen, daß alles gut ſei, wenn er ſich entſchuldigen wolle, wagte es ſchließlich, als er bemerkte, daß Otfried nach ſeiner Gewohnheit die Augen halb ſchloß und etwas amüſiert dreinſchaute, ihm eine Stunde Arreſt zu diktieren, wobei er ſich wie ein Hund duckte, und betrat das Katheder.

Die Jungen auf den vorderſten Bänken verſuchten ihre Lachluſt ſo zu unterdrücken, wie es ihre Väter in ähnlicher Lage wohl auch ſchon getan hatten: ſie nieſten, huſteten, ſuchten ihre Federhalter unter den Bänken oder verſteckten ihre Köpfe unter Schutzwällen von Büchern und Vordermännern, ein jeder ſeiner perſönlichen Veranlagung gemäß.

Der Mathematiklehrer bemerkte die Stimmung in der Klaſſe und ſchwieg. Ein feiger Groll war in ihm.

Otfried ſah Hans Hirſchfeld an. Der lachte ihm zu. Otfried ſah ihn gerne lachen: Hans Hirſchfeld hob dann die Oberlippe hoch empor, ſodaß die geſunden weißen Zähne ſichtbar wurden, ſenkte den Kopf etwas und lachte ganz leiſe. Keiner

hatte ihn je laut lachen hören. Otfrieds Augen wanderten zum Grafen Verden, dieſem kleinen, ſehr ſchlanken und ſehr hochmütigen Junker mit dem ein wenig hervorſtehenden Gebiß. Der kleine Graf ſchien ſich über Otfried rieſig zu freuen: er nahm ſein Taſchentuch heraus und wehte ihm unverhohlen zu. Otfried ſah ihn etwas verſtändnislos an.

Otfried ſagte ſich, daß der Mathemathiklehrer ihn nicht mehr fragen würde: erſtens wußte er doch nichts, denn Mathematik war „ekelhaft", — dann aber hatte er eine Strafe bekommen, und wenn man eine Strafe bekommen hatte, wurde man im Laufe der Stunde nicht mehr gefragt: das war einmal ſo Brauch. Wer da eigentlich ſchmollte, der Lehrer oder der Schüler, wußte niemand.

Otfried verſank in tiefes Nachdenken.

Seltſam, ihm war das, was er geſtern erfahren hatte, noch gar nicht klar zum Bewußtſein gekommen. Während des ganzen Tages war er vergnügt geweſen, hatte zuſammen mit Klaus auf der Straße ſein neues Rad und im Wohnzimmer ſeine Schneeſchuhe probiert, wobei Borgia faſt ſein Leben hätte laſſen müſſen, und hatte ſich jedem, der ihn beſuchen kam, freundlich und dankbar gezeigt.

Jetzt ſtieg es ihm zum erſten Mal auf, daß ſein Vater ſich getötet, weil „er, der Ungeborene, ihn erzeugt hatte.“ Was hieß das nur? Der Ungeborene, — — der Religionslehrer hatte neulich davon geſprochen — — —

„Werther, können Sie mir ſagen, warum das Dreieck A B C dem Dreieck M N O ähnlich iſt?“

Werther ſtand auf und antwortete irgend etwas. Otfried hörte Frage und Antwort, als ob ſie aus weiter Ferne zu ihm hinüber klängen. Unwillkürlich ſah er zur Tafel: er verglich die beiden Dreiecke, er überlegte, ohne es zu wollen. Dann verlor er ſich in ſeltſame Gedanken: daß niemals zwei Dreiecke nacheinander da ſeien, ſondern immer zugleich, und daß dies ſo mit allen Dreiecken ſei, — — er wollte daraus irgend welche Schlüſſe ziehen, — — da fiel ihm wieder ſein Vater ein. Ja, der Religionslehrer hatte neulich mit ihnen das Kapitel durchgenommen, in dem Chriſtus zu Nikodemus ſpricht: ‚Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: Es ſei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen‘. Und dann hatte der Lehrer mit unangenehmer Gebärde von denen geſprochen, die ſich nicht von neuem gebären laſſen, von den Ungeborenen. Er hatte dabei ſo

auffällig zu den hinterſten Bänken hingeſehen, daß Otfried und Klaus lachen mußten und ihnen ein Tadel ins Klaſſenbuch eingeſchrieben wurde.

Von neuem geboren werden, damit meint Chriſtus doch, anders werden wie früher. Das Buch ſeines Vaters fiel ihm ein, — — ſein Vater und die Dirnen, — — anders werden wie früher, — — ihm war, als habe er das alles ſchon einmal gedacht — in früheren Leben, vor langen, langen Jahren. — — Der Kopf ſchmerzte ihn. Der eintönige Vortrag des Lehrers wirkte einſchläfernd. Otfried hatte Mitleid mit ſich. „Das Leben tut weh!“ ſagte er leiſe, als die Glocke läutete. Das Leben tut weh. Er fand dieſe Worte ſchön.

Er ſtand auf. Der Lehrer ſah ihn wieder an: immer noch hoffte er, daß ihn Otfried um Entſchuldigung bitten würde. Aber Otfried ging in den Garten, um Kühlung zu ſuchen. Wie verbraucht die Luft in der Klaſſe war! Und die Lehrer duldeten es nie, daß man in der Stunde die Fenſter öffnete!

Otfried ging den ſchmalen Kiesweg entlang. O, nun würde es ja bald Sommer werden! — Jede Pflanze, jedes Blättchen betrachtete er mit Entzücken und Sehnſucht. Eine ſtürmiſche Begierde nach Freiheit, nach klarer Luft, nach herbem Wald-

geruch und ſtillen Dörfern ergriff ihn. Seine augenblickliche Lage erbitterte ihn ſo, daß er mit ſeinen Zähnen in die Unterlippe biß und ſeine Hand, die braungebrannte Hand mit den nervöſen, langen Fingern, an der Rinde eines Baumes wund rieb.

Die Glocke läutete. Die Pauſe war kurz.

Otfried ging hinauf. Die Knaben umdrängten ihn, lachten und riefen ihm viel liebe Worte zu: ſie alle waren entzückt über Reilen.

Als Klaus nun noch die Nachricht verbreitete, daß Otfried den deutſchen Lehrer, Herrn Schleigel, 'reinlegen wolle, da war ein jeder überaus glücklich und pries im Stillen das herrliche Schuldaſein.

Auf allen Geſichtern lag jener Zug behaglicher Zufriedenheit und liebenswürdigen Glückes, den man im Theater vor dem Aufziehen des Vorhangs bei allen Leuten findet, die da wiſſen, daß ſie in wenigen Augenblicken herzlich lachen werden. Mit fröhlichem Wohlwollen betrachteten alle Otfried, der zerſtreut mit ſeinen Fingern ſpielte.

Es lag etwas in der Luft, das merkte Herr Oberlehrer Schleigel, der das Klaſſenzimmer mit erzwungener Feſtigkeit betrat. Nun, wer hatte das Recht, in das Klaſſenbuch Tadel, Arreſt und Karzer einzuſchreiben? Doch wohl der Lehrer? So konnte

es nicht fehlen, daß der Sieg sich seiner Seite zuneigen würde. Man mußte nur fest auftreten!

Schleigel nahm ein klassisches Drama durch. Er ließ vom Primus eine Seite vorlesen und erklärte dann den Text. Er war sehr gewissenhaft: keine Feinheit der großen Schriftsteller sollte den Schülern entgehen. Wenn einer etwas nicht verstand, so sollte er nur fragen; er, Schleigel, würde alles genau erklären, — dazu sei er ja da!

Er nahm jeden Satz einzeln durch, machte auf die Schönheiten der Wortstellung aufmerksam, wies nach, daß der Dichter nur so hätte schreiben können und nicht etwa anders, — „zum Beispiel, wie hätten Sie's gemacht, Hirschfeld?" — betonte vorzüglich die geschichtlichen und vaterländischen Elemente, — kurz, er war gewissenhaft, feinsinnig und durchaus klar.

Je mehr sich Schleigel in den herrlichen Geist des Dichters vertiefte, um so mehr verlor er die Unsicherheit, die sich beim Beginn des Unterrichts seiner bemächtigt hatte.

Als er an einen Satz kam, an dem trotz eifriger Überlegung nichts zu erklären war, sah er sich in der Klasse um und fragte, ob einer hierzu vielleicht etwas zu bemerken hätte.

Da ſtand Otfried Reilen auf.

Herrn Schleigel war das unangenehm, — man ſah es deutlich. Er ſchätzte es an Reilen hoch, daß er ſich faſt nie am deutſchen Unterricht beteiligte. Deſto peinlicher, wenn es einmal geſchah.

„Wünſchen Sie etwas, Reilen?“

Otfrieds Wangen waren leicht gerötet. Er lächelte grauſam.

„Herr Doktor, ich möchte gern etwas erklärt haben. Hier an dieſer Stelle kommen die Worte vor: ‚Von Anfang meines Lebens an‘. — Was hat der Dichter wohl damit gemeint?“

— Er öffnete den Mund und fuhr mit der glänzenden Zunge ſchnell zwiſchen den Lippen einher.

Herr Schleigel ſah eifrig ins Buch:

„Ja — hier, — von Anfang meines Lebens an, — nun, Reilen, ich verſtehe nicht recht, — was iſt Ihnen denn hier unklar? Der Dichter meint natürlich, — was Reneck —?“

Reneck war etwas kopflos: er wollte Otfried nicht hinderlich ſein.

„Ja, — nun, — von Anfang meines Lebens, — — — das heißt eben — — von Anfang meines

Lebens!“ rief er und sah ängstlich auf Otfried, da er fürchtete, ein Unglück angerichtet zu haben.

„Ja eben,“ sagte Herr Schleigel verlegen lächelnd. „Das heißt nun einmal nichts anderes.“

Otfried jubelte innerlich. Er strich sich etwas aufgeregt über das Haar.

„Nun ja, der Dichter will sagen: von seiner Geburt an. Wie kann er aber denken, daß der Anfang seines Lebens und seine Geburt dasselbe seien?“

Herr Schleigel zog die Nase mißtrauisch hoch und sah Otfried von unten her an.

Todesstille herrschte in der Klasse.

„Wie meinen Sie das, Reilen?“

„Nun,“ sagte Otfried mit großer Gebärde, „der Held hat doch schon vorher gelebt, — zum Beispiel im Mutterleib.“

Herr Schleigel errötete sichtbar, während die Jungen Otfried entsetzt anstarrten.

Es ist sehr unpassend von einem Untersekundaner, so dachte Herr Schleigel, in der Klasse von Mutterleib zu sprechen.

Aber was war denn das?

„Man könnte doch eben ſo gut den Anfang des Lebens von dem Augenblick an ſetzen, wo die Eltern das Kind erzeugten.“

Das war ſtark.

„Reilen,“ ſagte Herr Schleigel, indem er den Umſchlag ſeines Buches betrachtete, „ich glaube, Sie verirren ſich in Gebiete, die ſich außerhalb der Schulſphäre befinden.“

Schulſphäre! Das Wort war ſehr gut. Herr Schleigel wiegte ſich etwas im Rhythmus dieſes Wortes.

Aber Otfried ſah nur die Knaben, die entweder geduckt daſaßen und ihn anſtarrten oder die Hälſe hochreckten und ihn mit ihren glühenden Blicken verſchlangen, — bewundernd, jubelnd, ſelbſtvergeſſen — — — —

Otfrieds Lächeln wurde grauſamer.

„Dann aber könnte man eben ſo gut den Anfang des Lebens von dem Augenblick an ſetzen, wo die Eltern des Helden ſich zum erſten Mal ſahen.“

Herr Schleigel war vollſtändig verblüfft. Dann nieſte er zweimal, zog das Taſchentuch umſtändlich hervor, das natürlich wieder einmal kaum zu finden war, und ſchnaubte lange und kräftig.

Otfried wartete ehrerbietig.

„Ja, lieber Reilen, —“ ſagte Herr Schleigel ſüßlich lächelnd, plötzlich nieſte er noch einmal und zwar ſo zwingend und herzhaft, daß niemand auf den Gedanken kommen konnte, Herr Schleigel habe etwa keinen Frühlingsſchnupfen.

Aber nun fuhr Otfried fort:

„Dann aber könnte man auch als Lebensanfang den Krieg betrachten, der den Vater in die feindliche Stadt führte. Denn dort lernte er unter den gefangenen Adligen ſeine zukünftige Gattin kennen. Der Krieg aber war, wie wir gelernt haben, dadurch entſtanden, daß den Untertanen des Königs eine Viehherde geraubt worden war. Wäre dieſe Viehherde nicht geraubt worden, ſo meine ich, würde unſer Held auch nicht geboren worden ſein. Wenn man aber ſo weiter denkt, nicht wahr, Herr Doktor, dann könnte man eben ſo gut ſagen, daß ſein Leben in dem Augenblick anfängt, da in den Wäldern von Hinterindien ein wildes Tier verendet oder eine ganz beſtimmte Waſſermenge über den Niagara ſtürzt.“

Herr Schleigel hatte ſich während dieſer Rede in den ſchrecklichſten Verlegenheitskrämpfen ge-

wunden. Als aber Otfried das mit dem Tier und dem Niagarafall vorbrachte, da rief er laut:

„Jetzt verstehe ich Sie nicht mehr, Reilen!“

Er rief es triumphierend, fast fröhlich: er hatte das gute Recht, jetzt nichts mehr zu verstehen.

Otfried setzte sich.

Die Jungen saßen wie versteinert da. Irgend ein Gedanke von etwas ganz Neuem brach sich in ihnen gewaltsam Bahn; selbst vor den Stumpfesten schien ein Vorhang zu reißen. Vielen war es, als sähen sie eine Kette hoffnungslos in die Unendlichkeit laufen — — — —

Tiefe Schwüle lastete über dem Zimmer. Otfried sah bleich zum Fenster hinaus.

„Er ist wirklich ein Idiot!“ flüsterte er. Sein Nachbar gab das Wort weiter und bald durchflog es die ganze Klasse. Obwohl ihnen allen diese Behauptung keineswegs neu war, wirkte sie doch ungeheuer. Sie dachten insgesamt, daß Schleigel „wirklich“ ein Idiot sei, und verspürten ein angenehmes Gruseln.

In den nächsten drei Stunden beteiligte sich Otfried nicht am Unterricht. Er sah entweder zum Fenster hinaus oder betrachtete die Lehrer, wie man Marionetten betrachtet.

Die Jungen vergötterten ihn heute. Als der Unterricht beendigt war, umringten ſie ihn und bezeugten ihm ihr Entzücken. Aber Otfried machte ſich mit kühler Freundlichkeit von ihnen frei, um mit Klaus allein nach Hauſe gehen zu können.

Klaus war in fröhlichſter Stimmung. Er war heute doch ſehr zufrieden, daß Otfried ſo „intelligent“ war.

„Du biſt — Du biſt — Du biſt einfach 'n Menſch!“ erklärte er.

Otfried ging zögernd nach Hauſe. Er dachte: wenn ich von der Stunde Arreſt erzähle, ſo wird es wieder um Mutters Mund zucken. Das iſt immer ſo.

Dann beſprach er mit Klaus eifrig eine Schneeſchuhpartie, die ſie im nächſten Winter gemeinſam unternehmen wollten.

„Ich ſage Dir, Klaus, wenn man ſo den Berg herunterſchliddert, — weißt du, mit wahnſinniger Schnelligkeit —, und man muß dann plötzlich über irgend etwas ſpringen, das iſt einfach zum Heulen. Manchmal fällt man hin und braucht eine Viertelſtunde, um wieder aufzuſtehen, weil die Schneeſchuhe ſich ſo im Geſträuch verwickelt haben! — Na, adieu!“

„Adieu, Du! — Viel Glück zum Arreſt!“

„Och —!“

Sie lüfteten beide etwas ſteif die Mützen und trennten ſich. —

Otfried wurde von einem Gefühl der Neugierde erfaßt. Er dachte: Und was kommt jetzt?

11.

Frau Beatrice ſaß an ihrem Schreibtiſch. Ihr großer, goldener Federhalter glitt ſchnell über die breiten, ſchweren Briefbogen hin. Sie trug ein hellblaues Kleid, das ihren Hals freiließ; venetianiſche Spitzen legten ſich ſtark und prächtig um den viereckigen Ausſchnitt. In den beiden Saphiren an ihrer linken Hand, dieſen tiefblauen Saphiren, die wie zwei ruhige, milde Augen die Welt zu betrachten ſchienen, brach ſich freundlich das Sonnenlicht.

Die Glocke ſchlug zweimal ſcharf an. Frau Beatrice hob leicht das Haupt. Sie hörte die ſchnellen Tritte der Dienerin. Die Angeln der Gartenpforte kreiſchten, die Pforte zum Korridor wurde geöffnet, der Klang von leiſe geſprochenen Worten drang herüber, eine Tür fiel ſchwer zu, und alles war ſtill.

Frau Beatrice ſenkte das Haupt und ſchrieb ſchnell weiter. Es verging eine halbe Stunde. Ein breiter Sonnenſtreifen drang in das Gemach. Unhörbar glitt die Feder über das Papier. Hin und

wieder ſah Frau Beatrice in den Park hinaus und verlor ſich in Gedanken.

Zwei wuchtige Schläge tat die große Wanduhr im Renaiſſancezimmer. Wie Kirchenglocken klangen die Töne, ſchwer und feierlich. Die Tür ward geöffnet, und Otfried trat ein, neben ihm die große däniſche Dogge.

Otfried trug eine helle Kattunbluſe, die am Halſe geſchloſſen war. Eine große ſchottiſche Schleife verbarg ſein Kinn. Seine goldbraunen Locken lagen klar und einfach um ſein Geſicht. Die leichten blauen Hoſen, die langen ſchwarzen Strümpfe und die Schnallenſchuhe verliehen ihm das Ausſehen eines Pagen. Seine Hand ruhte auf dem Hals des Hundes, der Frau Beatrice mit ſeinen klugen, feurigen Augen anſah.

„Guten Tag, Mutter.“

„Guten Tag, mein Kind.“

Otfried ging auf ſeine Mutter zu, küßte ihre Hand und ſetzte ſich in einen breiten Seſſel neben den Schreibtiſch. Er kreuzte die Füße. Borgia folgte langſam und ließ ſich dann nieder. Frau Beatrice legte ihre Hand auf Otfrieds Haar; die beiden Saphire vergruben ſich in ſeinen Locken.

„Nun, wie war's in der Schule?“

„Ekelhaft wie immer," ſagte Otfried kurz, indem er an Frau Beatrice vorbeiblickte. Dann hob er ſchnell den Kopf und fragte:

„Du ſchreibſt Briefe?"

„Ich bin ſchon fertig."

Otfried ſah ſeine Mutter zerſtreut an.

„So?"

Die Dienerin meldete, daß das Frühſtück im Eßzimmer angerichtet ſei. Man ging hinüber. Die Dogge folgte langſam. Im Gehen legte Frau Beatrice ihren Arm um Otfrieds Schultern und fragte lächelnd:

„Nun, wie geht es meinem Freunde Klaus?"

„Er trägt immer noch die ſchönſten Kravatten in unſerer Schule," erwiderte Otfried. Ein leicht ſinnlicher Zug legte ſich um ſeinen Mund.

Sie betraten das hohe Eßzimmer, das einer altdeutſchen Halle glich. Die Wände waren nach Art nordiſcher Landhäuſer getäfelt. Wenige Gegenſtände ſtanden im Gemach: ein ungeheueres, altertümliches Büfett, eine breite Truhe, ein runder, dreibeiniger Tiſch und eine Anzahl hoher, ſchwerer Stühle von ſtarrem Aufbau.

„Wie fühlſt Du Dich denn in Deinem neuen Lebensjahr?" fragte Frau Beatrice.

„O, ziemlich wie im alten!“ ſagte Otfried, der eine Flaſche Sodawaſſer aus dem Eiskübel nahm und ſich eingoß.

„Es iſt immer dasſelbe,“ fügte er tiefſinnig hinzu.

„Was heißt das: es iſt immer dasſelbe?“

Otfried hob den Suppenlöffel, den er zum Munde führen wollte, bis zur Bruſthöhe und ſah ſeine Mutter ſcharf an. Ihm war es wieder, als ſei er Zuſchauer in einem Marionettentheater.

„Nun, zum Beiſpiel,“ ſagte er langſam, „ich habe heute eine Stunde Arreſt bekommen.“

Ob es wieder um ihren Mund zucken würde? — Richtig! Da war wieder der bekannte Zug!

Voll Befriedigung ſchluckte er die Suppe hinunter.

Frau Beatriece hob die Augenbrauen hoch empor. Sie ſah in das franzöſiſche Glas, in dem das Sonnenlicht in tauſendfachen Brechungen herumkroch.

Wie dumm die Erwachſenen ſind, dachte Otfried, während er eifrig die Suppe aß: — ich weiß vor fünf Stunden, wenn ich das und das ſage, dann kommt ein ganz beſtimmter Geſichtsausdruck zu Stande. Wie kann man ſich ſo, — ſo, — er ſuchte nach einem Wort, — ihm kam die Vorſtellung eines Käfigs, — ſo einengen. Ja, einengen!

„Die Erwachſenen ſind alle dumm, weil ſie ſich ſo einengen!“ ſagte er plötzlich laut, ohne es recht zu wollen.

Frau Beatrice ſah erſtaunt empor.

„Wieſo einengen?“ fragte ſie.

„Nun, zum Beiſpiel, — warum lachſt Du nicht einmal, wenn ich Dir erzähle, daß ich eine Stunde Arreſt bekommen habe?“

„Mein Lieber, Du redeſt Unſinn,“ ſagte Frau Beatrice kühl. „Wie kann ich über derartige Dinge lachen! — Das geht ja garnicht ſo weiter! Ich weiß wirklich nicht, was ich mit Dir anfangen ſoll.“

„Warum geht das nicht ſo weiter?“ fragte Otfried, der haſtig nach der Eſſigflaſche griff und ein leeres Glas umwarf.

„Ah, jetzt kommen wieder die berühmten Spitzfindigkeiten.“

„Warum ſoll ich denn fleißig ſein?“

„Mein Kind, Du wirſt nie in Deinem Leben glücklich werden, wenn Du nicht arbeiteſt.“

„Warum ſoll ich denn glücklich werden? — Warum denn?“

Wieder lag ein grauſames Lächeln um Otfrieds Mund.

„Sag, Otfried, neulich gabſt Du einem armen, alten, häßlichen Mann zwei Mark von Deinem Geld. Warum tateſt Du das? — Doch wohl, weil Du wollteſt, er ſolle durch Dein Geld etwas glücklicher werden, nicht wahr?“

„Ja, warum tat ich das? — Warum ſoll er denn glücklicher werden?“

„Nun, nehmen wir an, er wäre ohne Deine Gabe verhungert?“

„Ja, und —?“ fragte Otfried.

„Ja, und —?“ wiederholte Frau Beatrice erſtaunt.

Otfried fuhr haſtig mit den Händen über ſein Geſicht.

„Nun, und wenn er verhungert wäre? Nutzt ihm das Leben 'was? — Wenn er nicht weiß, wo ſein Vater jetzt iſt und ſein Großvater und ſein Urgroßvater, und wo die vielen Tiere ſind, die ſchon gelebt haben? Und wenn er nicht weiß, was er vorher war, bevor er geboren wurde? Was hat'n das für'n Sinn, dann glücklich zu ſein? — — Ich will das erſt mal wiſſen, dann will ich arbeiten! — — Ach, das iſt ja alles ſo dumm!“

Wie ähnelt er Rainer, dachte Frau Beatrice. Hatte nicht auch Rainer ſich an dieſen Fragen zerrieben?

Sie konnte und konnte es nicht begreifen: das Leben war doch nun einmal da! Es mußte doch gelebt werden! Ihr Herz zitterte: wie fremd waren ihr die beiden, Vater und Sohn; sie würde sie nimmer verstehen. Es lag eine Scheidewand dazwischen — von Anbeginn. Ihr war, als sei sie vom väterlichen Schloß zu fremden Menschen gekommen.

„Du wirst all diese Fragen nie beantworten, mein Kind. Du bist nicht der erste, der darüber nachdenkt. Alle haben endlich einsehen müssen, daß es nutzlos ist, darüber zu grübeln und zu grübeln. Du wirst später lernen, daß der menschlichen Erkenntnis Grenzen gezogen sind, die niemand überschreiten kann."

Otfried schwieg, da das Dienstmädchen die Teller forträumte. Sobald es das Gemach verlassen hatte, sagte er verächtlich:

„Ja, alle haben sich zufrieden gegeben. Sie sind alle Philister geworden."

„Du verstehst mich nicht, Otfried," sagte Frau Beatrice, indem sie die Hand auf den Arm des Knaben legte. „Sieh, wenn Du im Wald Rad fährst oder Du segelst mit Klaus zusammen oder Du legst Deine Hand auf Borgias Hals oder die

Sonne ſcheint Dir des Morgens ins Geſicht oder Du lieſt ein gutes Buch oder Du wirſt ſpäter ein Mädchen lieben, das Dich wieder liebt, oder Du hörſt einen Vogel ſingen, — — ſieh, — dann haſt Du eben — das Leben. Verſtehſt Du nicht, daß es dann garnichts mehr zu grübeln gibt?“

Otfried ſah Frau Beatrice groß an. Dann ſenkte er die Augen und ſchüttelte den Kopf.

„Und wo bleibt dann Vater? Und die Tiere?“

Frau Beatrice betrachtete ihn traurig.

Da hob Otfried plötzlich den Kopf hoch, ſeine Augen blitzten:

„Und wenn ich des Abends ſpazieren gehe und ſehe ſo ſeltſame Frauen, — weißt Du, — ſo —“ er machte eine leichte, faſt frivole Handbewegung, — „iſt das auch das Leben? Soll ich dann auch nicht darüber nachdenken?“

Frau Beatrice ſah ihn verſtändnislos an. Otfried rückte näher heran.

„Und wenn ich dann dabei an Vater denke, — iſt das auch das Leben —?“

Frau Beatrices Antlitz ward ſtarr wie eine Totenmaske. Immer näher kam Otfrieds Kopf.

„Und — wenn — ich — dort — ein Buch von Vater in meiner Mappe habe, — das —

mir das alles erklärt, — was ich nicht wiſſen ſoll? — — Du! Mutter!“ ſchrie er plötzlich, da Frau Beatrice wankte.

Mit einem Satz war er aufgeſprungen und drückte leidenſchaftlich ihre Hände an ſeine Bruſt. Borgia knurrte.

„Laß! laß!“ ſagte Frau Beatrice.

Sie führte das Weinglas zum Munde. Es klirrte an ihren Zähnen. Dann aber ſtand ſie ruhig auf.

„Komm ſpäter in mein Zimmer. Wir werden am Nachmittag das Buch zuſammen leſen.“

Ihre Stimme gab einen Klang, als ob ein Hammer auf hartes Eiſen fiel. Dann ſchellte ſie und ging hinaus.

Die Dogge ſah fragend zu Otfried hinauf. Der blickte Frau Beatrice verwirrt nach. Er wußte nicht warum: er war ſtolz auf ſeine Mutter.

12.

Frau Beatrice ging langſam durch die Gemächer. Als ſie Rainers Arbeitszimmer durchmaß, ſenkte ſie das erhobene Haupt. Sie trat auf die Veranda und ſtieg die Marmorſtufen hinunter in den Park. Dort ließ ſie ſich auf einer eiſernen Bank nieder, deren Armlehnen zwei lauernde Löwen darſtellten.

Lange Zeit ſah Frau Beatrice auf die Sonnenflecke, die auf dem dunkeln Mooſe tanzten. Manchmal fuhr ein lauer Wind über die Seide ihres Gewandes und verurſachte ein kniſterndes Geräuſch.

Borgia ſprang in mächtigen Sätzen aus dem Gebüſch, umkreiſte die Bank, legte ſich mit Nachdruck zu Füßen der Herrin, blinzelte empor, ſchob dann den Kopf zwiſchen die Vorderbeine und ſchloß die Augen.

Eine Biene wiegte ſich ſchläfrig in der Luft; ſie umflog ſummend Frau Beatrices Haupt und war dann mit einem Mal verſchwunden. Ein Käfer kroch über den Weg.

Beatrice dachte: Was hilft mir Kraft und Geiſt? Der Narr iſt mächtig in ihm, mächtig, weil er tot iſt. Denn die Toten ſind Gebieter. Aber ſo lange noch Blut in mir fließt, ich kämpfe. War ich nicht ſtärker bei der Zeugung als er? Riß ich ihn nicht fort in Gier nach meinem Kinde? Und nur, weil er ſich davon ſchlich, ſoll er ſiegen? Dem Feigling die Kinder opfern? Nimmermehr! Der ſchwächſte Tropfen meines lebenden Blutes iſt mehr als der größte Gedanke, der ihn zu den Toten warf. Und dieſes lebendigen Blutes Sohn muß Otfried ſein, nicht des verdorrten. —

Frau Beatrice ſtand auf. Sie betrat das Haus, durchſchritt den langen Korridor und öffnete die ſchwere Eichentür zu Otfrieds Zimmer.

Der Knabe ſaß auf ſeinem Rad, das an einen Schrank gelehnt war. Etwas verwirrt ſprang er ab, warf die Maſchine beinahe um, da ſein Fuß zwiſchen zwei Speichen hängen blieb und ging Frau Beatrice entgegen, indem er auf ihren ſilbernen Gürtel ſah. Die Mutter legte lautlos ihren Arm um die Schultern des Sohnes und ſchritt mit ihm in das Wohnzimmer.

Otfried blieb etwas verlegen in der Mitte des Gemaches ſtehen und legte die Arme auf den Rücken.

Frau Beatrice ging an ihren Schreibtiſch, öffnete ein Fach und nahm ein ſchwarzes Buch heraus. Mit weißen Lettern ſtanden auf dem Einband die Worte: Aufſätze über das Dirnentum. Rainer Reilen.

Frau Beatrice ſetzte ſich in einen breiten Lederſeſſel.

„Iſt das Vaters Buch da?“ fragte Otfried.

„Ja. Ich will es Dir vorleſen.“

„Ich mag es nicht hören.“

Otfried ſah — den Kopf langſam ſchüttelnd — zum Fenſter hinaus.

„Du magſt es nicht hören?“ fragte Frau Beatrice erſtaunt.

„Nein.“

„Aber Du haſt es Dir ja nach Hauſe mitgebracht.“

„Ja!“

„Woher bekamſt Du es denn?“

„Klaus hat es zu Haus bei ſich gefunden und mir geborgt.“

„Hat Klaus es geleſen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber wozu borgſt Du es Dir, wenn Du es nicht leſen magſt?“

„Damals wollte ich es leſen.“

„Damals? — Und jetzt —?“

„Jetzt mag ich es nicht mehr.“

„Aber warum nicht, Otfried, warum nicht?“

„Weil ich, — weil Du, — weil ich —“

Otfried ſah zu Boden und ſchluckte einige Tränen tapfer herunter. Verdammt, man beißt ſich lieber die Zunge ab, als daß man ſo etwas ſagt.

„Nun, Otfried?“ fragte Frau Beatrice, indem ſie ihn traurig anſah. Und nach einer Pauſe, die von Otfrieds ſtummen, aber beweglichen Gebärdenſpiel ausgefüllt war:

„Haſt Du kein Vertrauen zu mir?“

„Weil Du, — weil ich ſah, daß es Dir — Kummer —“

Man kam nicht weiter! — Frau Beatrice geriet in Bewegung. Ihr Blick ruhte dankbar auf Otfrieds Locken, die ſo ernſt an ſeinem Geſicht herunter fielen, er wanderte zu ſeinem ſchmalen, unruhigen Fingern und verlor ſich in den Ranken des Teppichs. Einige Augenblicke ſaß Frau Beatrice ſchweigſam da; ihr Antlitz nahm einen grübleriſchen Zug an. Otfried blickte auf das Buch und ſagte endlich leiſe:

„Ich glaube, es ist nicht gut, von solchen Dingen zu sprechen.“

Frau Beatrire lächelte:

„Du hast wohl eine falsche Vorstellung von diesem Buch, mein Junge.“

Otfried sah seine Mutter fragend an.

„Deinem Vater war die Dirne nur ein Zeichen.“

Otfried schüttelte den Kopf.

„Das verstehe ich nicht.“

„Ein Zeichen für alle wilden, unklaren, unbefriedigten Triebe im Menschen. Und er meinte, daß, je stärker diese Triebe erregt würden, desto stärker wüchse die Sehnsucht nach Ruhe und klarem Betrachten in der Menschenseele.“

Schon bereute Frau Beatrice die Worte. Sie sah Otfried ängstlich an. Würde er jetzt —

Wirklich, er hob erstaunt den Kopf.

„Vater verteidigt also —“

Er vollendete den Satz nicht: eine Blutwelle strich über sein Gesicht.

Frau Beatrice sah es: jetzt Ruhe, Ruhe, nur Ruhe.

Doch Otfried blickte sie scharf an, wie er es vorher bei Tisch getan hatte, und fragte höhnisch:

„Die Dirne war wohl Vater doch mehr als ein — — als ein — —“

Er kam nicht auf das Wort.

Frau Beatrice hob den Kopf hoch.

„Otfried, ich möchte nicht, daß Du in dieſem Tone von ſo ernſten Dingen ſprichſt.“

Wie komiſch iſt Mutter, dachte Otfried. Jetzt kommt wieder die Würde hervor.

Er ſchwieg verletzt.

„Es iſt ja auch alles gleichgültig“, ſagte er endlich trotzig.

Dieſer plötzliche Wechſel in Otfrieds Innern, deſſen Urſache ſie nicht kannte, erregte Frau Beatrice. Ein Licht flackerte in ihren Augen.

„Otfried, verkriech Dich nicht wieder. Sei einmal ehrlich!“

„Ich will überhaupt garnichts wiſſen!“ ſchrie Otfried heftig. „Ich habe Dir ja vorhin geſagt, ich will garnichts wiſſen. Warum haſt Du angefangen? — Andere Kinder wiſſen auch nichts von ihren Eltern, Klaus weiß auch nichts von ſeinem Vater. — Warum muß Vater ſolche Bücher ſchreiben? Was geht das mich überhaupt alles an? — Es kommt ja doch alles, wie es muß!“

„Dieſe alberne Redensart haſt Du heute ſchon einmal gebraucht. Was heißt das nur?“

„Was das heißt?“ rief Otfried laut und ſeine helle Stimme klang faſt triumphierend. „Man wird ja ſehen! Es kommt ja doch alles wieder — von Vater — — in mir — — zurück — —“

Und er machte eine Bewegung, als gleite ſeine Hand mit einer Welle.

Frau Beatrice ſtarrte dieſe Hand entſetzt an. Eine Erinnerung durchkreuzte ſie: — einſt ſtand — Rainer — auf der Veranda, — dieſe Hand, — — alles kommt wieder — —

Sie ſtand auf.

„Otfried, Du biſt auch mein Sohn. Du haſt ebenſoviel von meinem Blut in Dir wie von dem Deines Vaters. Das ſollſt Du nicht vergeſſen. Und wenn Du es vergißt, ſo werde ich Dich täglich daran erinnern. Denn Du biſt mein Sohn, verſtehſt Du, — mein Sohn.“

Ihre Hand ruhte kräftig auf ſeinem Haupt. Otfried aber war von dieſer Gebärde, die ſo nachdrücklich die Worte der Mutter betonte, peinlich berührt. Er wünſchte ſehnſüchtig dieſe Unterhaltung zu beendigen, auch dachte er daran, daß um vier Uhr ſeine erſte Reitſtunde beginnen ſollte.

„Ja," ſagte er, indem er ſich nun auch erhob. „Vielleicht iſt das auch falſch, was ich ſagte. Ich weiß das alles garnicht genau. Ich rede nur ſo —"

Frau Beatrice reichte ihm die Hand.

„Mein Kind, Menſchen ſind immer allein. Sie ſollen ſich das Leben nicht noch ſchwerer machen."

Sie fühlte dunkel und nicht ohne Grauen, daß ſie beide jetzt eine halbe Stunde an einander vorbeigeredet hatten.

„Ja, Mutter," ſagte Otfried.

„Willſt Du jetzt reiten gehen?"

„Ja, um vier Uhr ſoll ich da ſein."

Frau Beatrice lächelte:

„Das iſt auch beſſer als — —"

Sie wollte den Satz zu Ende führen, unterließ es aber plötzlich.

Otfried lächelte auch, obwohl er garnicht wußte, was ſeine Mutter ſoeben geſagt hatte.

„Adieu, Mutter."

„Adieu, mein Kind. Tu Dir keinen Schaden beim Reiten. Paßt der Anzug?"

„Ja, ausgezeichnet. Ich freue mich ſchon auf die Sporen, die klirren ſo fein!"

„Reitet Klaus heute im Tatterſaal?"

„Ja," erwiderte Otfried lebhaft, „er will zuſehen, wie es das erſte Mal bei uns geht."

„Aber der Reitlehrer paßt doch gut auf Dich auf, nicht wahr?"

„Ach natürlich! — Adieu, Mutti."

Otfrieds Wangen röteten ſich, er küßte nicht ohne Herzlichkeit die Hand ſeiner Mutter und verließ raſch das Zimmer.

13.

Otfried ſaß an ſeinem Schreibtiſch und präparierte Homer. Er langweilte ſich furchtbar. Er gähnte ſo herzhaft, daß ihm mehrmals die Tränen über die Backen liefen. Gänzlich ſtumpf ließ er das Buch auf ſeine Kniee fallen und blickte leer auf die Wand.

Plötzlich ſprang er auf, lief an die Tür, riß ſie auf und ſchrie hinaus in den Korridor:

„He Borgia he, — — ſo komm doch, — — dummes Vieh! — Borgia! —“

Man hörte heftige Sprünge an die Tür eines Zimmers, dann knarrte etwas, und Borgia kam angelaufen. Otfried ſah die Dogge eine Zeit lang zufrieden an, gähnte ſchließlich und ſetzte ſich wieder an den Schreibtiſch. Borgia legte ſich verwundert nieder; was war denn los?

Eine Stille trat ein. Otfried fing wieder an zu überſetzen. Er wollte eine Vokabel im Lexikon ſuchen. Aber das Buch war ſo dick, er fand nichts.

„Weiß Du vielleicht, was ποσις heißt?“ fragte er Borgia.

Borgia wußte es nicht.

Otfried gähnte und warf das Lexikon hin.

„Ich arbeite nicht mehr,“ ſagte er entſchieden.

Dann nach einer Weile ſah er ſich im Zimmer um und fragte:

„Findeſt Du nicht auch, daß man hier verblödet?“

Borgia ſchnappte nach einer Fliege, die ſich auf ſeine Naſe geſetzt hatte.

„Na alſo!“ ſagte Otfried, der Borgias Kopfbewegung diesmal für ein Zeichen der Zuſtimmung hinnahm.

Er ging an's Bücherbrett. Sein Blick glitt intereſſelos über die wohlbekannten Namen hin. Unten lagen die neuen Bücher. Aber als er ſich nach ihnen bückte, kam ein unſäglicher Widerwille über ihn.

Er lehnte ſich einen Augenblick zum offenen Fenſter hinaus und ſah ſehnſüchtig in den Park, den die Mittagsſonne beſchien. Wie troſtlos ihm ſein Leben vorkam!

Er ging an ſeine Chaiſelongue und legte ſich nieder.

„Ach, Borgia —!“ ſagte er gähnend, indem er die Dogge zerſtreut betrachtete.

Borgia ſah entſchieden mißbilligend drein, daß man ihn ſo für nichts und wieder nichts von den vorderen Zimmern hierhergeholt hatte, die doch von der Sonne beſchienen waren. Im übrigen war er heute gar nicht für tiefere Geſpräche aufgelegt.

„Wir haben zu viel Zeit, wir langweilen uns zu viel. Das iſt nämlich das Ganze!“ hörte er Otfrieds Stimme von der Chaiſelongue her.

Otfried ſchloß die Augen und fiel allmählich in Träumereien. Er ſah ein nacktes Mädchen, das vor ihm hertanzte. Der Wind blies ihre dunklen Haare in ſein Geſicht. Er wollte ſie greifen, — da war es Klaus, der vor ihm ſtand und ihn anlachte. Klaus legte ſeine weißen Hände auf ſeine Stirn und ſagte: „Du biſt wohl dumm!“ — Ah, wie wohl das tat! Aber wieder ſah Otfried ein nacktes Mädchen, und dann ging er plötzlich über viele Leiber. Das Blut ſtieg ihm heftig zu Kopf. Er ſank in tieferen Schlummer und wandte ſich auf dem Ruhebett. Wenn nur Klaus wieder käme und ihm die Hand auf die Stirne legen möchte! Aber Klaus ſtand ja dort mit der Mappe unterm Arm an der Ecke und wartete auf ihn. — — — Alles

verſchwand. — — Otfried ſah ein Dorf auf grünem Berge liegen, und unten brach ſich rauſchend der Fluß durch das Gebirge Bahn. Die Luft war klar, der Himmel tiefblau. Ein Raubvogel hatte die Füße an den Bauch gezogen und ſchwebte in der Luft. Kuhglocken läuteten. — — — Und er mußte morgen in die Schule!

Er ſchrie auf und erwachte. Er ſprang empor. Sein Herz klopfte heftig. Er hatte ſolche Angſt! Da draußen ging das Leben weiter und bald würde er ſterben und er verträumte hier den Tag mit Sehnſuchtsträumen. — — Dieſe Sehnſucht nach Bergen, Wieſen, Bächen, nach reiner Luft, nach Reinheit!

Er beugte ſich tief zum Fenſter hinaus und ſah verſchlafen, ängſtlich und ſcheu in den Garten.

Da klingelte es. Einen Augenblick ſpäter trat Klaus in ſein Zimmer.

„'Tag Otfried!“ rief er laut.

Otfried ging ihm ganz verwirrt vor Freude entgegen.

„'Tag Klaus! Das iſt aber nett, daß Du —“

„Ich wollte mich nur mal erkundigen, wie es Dir geht,“ ſagte Klaus, indem er ſeine feine Naſe ironiſch in die Höhe zog.

„Pſt!“

„Wir hatten heut Morgen wieder einmal nicht die Ehre Deiner Gegenwart. — Wo warſt Du denn?“

„Spazieren!“

„Und morgen —?“

„Schleigel kriegt wieder den Zettel, den er ſchon viermal geſehen hat: ‚Bitte meinen Sohn Otfried zu entſchuldigen, weil er‘ — na, und ſo weiter. . . . . Ich nehme den Zettel jedesmal in der Pauſe aus dem Klaſſenbuch zurück.“

„Du haſt wohl geſchlafen?“ fragte Klaus ſeinen Freund.

„Ja, ein bischen,“ erwiderte der etwas verlegen.

„Hm. — Kommſt Du morgen wieder in die Schule?“

„Ja. Ich hab ſchon angefangen, Homer zu präparieren. Aber da Borgia nicht einmal weiß, was ποσις heißt, laß ich’s lieber.“

Beide lachten. Otfried war wieder einmal glücklich.

„Biſt mit dem Rad da?“

„Ja Du, — wir wollen in den Wald fahren. — Du kannſt gleich Dein neues Rad probieren. Ja?“

Otfried machte einen Freudenſprung über Borgias Rieſenleib und umarmte Klaus, obwohl etwas Derartiges im allgemeinen nicht Sitte war.

„O Du, Klaus, das iſt fein, — mein Kläuschen!“

„Wir trinken dann im Forſthaus Kaffee,“ ſagte Klaus, der ſolchen Freundesausbrüchen gern ſchnell ein Ende bereitete.

„Haſt Du Geld?“ fragte Otfried.

„Ja, ein bischen.“

„Warte, ich hol mir welches von meiner Mutter.“

„Was lieſt Du 'n da?“ fragte Klaus, der ſtets ein ſpöttiſches Intereſſe für Otfrieds Lektüre hatte.

„‚Geſpenſter‘ von Ibſen! Ich ſage Dir, das iſt fein, Klaus —“

„Ja, ja,“ ſagte Klaus ausweichend.

„Da iſt ein Sohn, der iſt krank, hat immer Kopfſchmerzen, weißt Du, da hinten, — wie ein Ring preßt es ihn, und dann iſt er immer müde; kann garnichts arbeiten —“

„Ich auch nicht,“ ſagte Klaus grinſend.

Otfried fühlte ſich etwas verletzt.

„Nein Du“, ſagte er leiſe. „Das iſt ſehr ernſt. Das kommt, weil ſein Vater ſo doll gelebt hat.“

„So?“ fragte Klaus, der aufmerkſam wurde.

„Ja," erwiderte Otfried lebhafter. „Der Vater hat zu doll gelebt, und nun wird der Sohn geiſteskrank."

„Sieht man das auf der Bühne?"

„Ja, es iſt eine großartige Szene. Der Sohn hat die ganze Nacht Feuer gelöſcht, — ein Haus iſt nämlich abgebrannt, — und nun erzählt er ſeiner Mutter, daß er blödſinnig werden würde — und daß er Gift bei ſich trüge, und ſie ſoll ihm dann das Gift geben. Das will ſie aber nicht. — Und nun, — weißt Du, es ſpielt da oben, im Norden, — da iſt es doch immer ſo finſter und regnet ſo viel, — und Oswald haßt das ſo, — er möchte die Sonne ſehen. Und dann endlich geht am Morgen nach Wochen zum erſten Mal die Sonne auf und da, — — hör' mal:

Oswald: (ſitzt im Lehnſtuhl mit dem Rücken im Hintergrund, ohne ſich zu rühren; plötzlich ſagt er):
Mutter, gib mir die Sonne.

— — „Weißt Du, da wird er wahnſinnig." — —

Frau Alving: (am Tiſch, ſieht ihn erſchreckt an):
Was ſagſt Du da?

Oswald (wiederholt dumpf und tonlos):
Die Sonne. Die Sonne.

Frau Alving (zu ihm eilend):
Oswald, wie iſt Dir?

Oswald (ſcheint im Lehnſtuhl zuſammenzuſchrumpfen; alle Muskeln erſchlaffen; ſein Geſicht wird ausdruckslos, die Augen werden blöde und ſtier).

Frau Alving (bebend vor Furcht):
Was iſt das? (ſchreit auf) Oswald! Was iſt mit Dir?
(wirft ſich neben ihn auf die Erde und ſchüttelt ihn)
Oswald! Oswald! Sieh mich an! Kennſt Du mich nicht?

Oswald (tonlos wie zuvor):
Die Sonne. Die Sonne.

Frau Alving (ſpringt verzweifelt auf, fährt ſich mit beiden Händen ins Haar und ſchreit):
Das iſt unmöglich zu ertragen. (flüſtert wie erſtarrt):
Wo hat er ſie nur?
— — „Weißt Du, die Giftflaſche!“ — —
(fährt pfeilſchnell über ſeine Bruſt)
Hier! (macht ein paar Schritte zurück und ruft):
Nein; — nein; — nein! — Doch! — Nein, nein! (ſie ſteht ein paar Schritte von ihm, den Kopf mit beiden Händen gepackt und ſtarrt ihn wie in ſprachloſer Furcht an.)

Oswald (unbeweglich wie zuvor, ſagt):

Die Sonne. — Die Sonne.

— — „Das iſt aber grauſig," ſagte Klaus.

„Nicht wahr? — und, weißt Du, Reneck hat mir vorgemacht, wie ein großer Schauſpieler das ſpielt."

Er ſprang durchs Zimmer und holte einen Stuhl. Seine Wangen waren leicht gerötet.

„Da, ſiehſt Du, da ſitzt er — (mit dem Rücken gegen den Hintergrund), — Jetzt ſinkt er ganz zuſammen, — weißt Du, ganz blöde —"

Otfried ſank in ſich zuſammen.

„Und dann ſagt er immer nur: So — nä, — So — nä!"

„So — nä ſagt er immerzu?" fragte Klaus.

„Ja, So — nä. Weißt Du, wie ein blödes Kind."

Otfried verdrehte die Augen und zog die Oberlippe hoch empor.

„So — nä. So — nä!"

Klaus ſah ihn erſtaunt und widerwillig an.

Otfried fand an der Stellung Gefallen; er verharrte in ihr einen Augenblick länger als nötig war.

Dann ſprang er plötzlich lachend auf, warf den Stuhl übermütig auf Borgias Rücken und rief:

„So, jetzt hol ich mir Geld. Dann fahren wir in den grünen Wald, — in — den — grünen — Wald.“

Das ſang er laut im Korridor nach einer Melodie, die er ſich ſelbſt gemacht hatte.

Klaus ging nachdenklich durchs Zimmer und ſetzte ſich auf den Schreibtiſchſtuhl. Seine feine, weiße Hand glitt über Borgias Fell.

Klaus nahm zerſtreut die ‚Geſpenſter‘ in die Hand. Dann ſah er wieder auf Borgia und ſchüttelte mißbilligend den Kopf. Ja, ja, ſo iſt nun Otfried, dachte er. Wie häßlich hatte er ausgeſehen, als er ſo in ſich zuſammengeſunken auf dem Stuhl ſaß; Speichel war ihm von den verzerrten Lippen heruntergefloſſen, die Augen hatte er ſchief nach unten verdreht wie ein Wolf.

Er ſah aufs Bücherbrett. Ja, die würden Otfried noch verrückt machen, die vielen Bücher!

. . . Ob er auch ſo in ſich zuſammenſinken könnte? Er verſuchte es, ſchielte nach oben, öffnete blöde die Lippen und ſagte:

„So — nä! So — nä!“

Da knurrte Borgia.

Erſchrocken ließ Klaus davon ab, ſeine Schauſpielkunſt zu üben. —

Otfried kam hüpfend herein. Zwiſchen den gekrümmten Handflächen klirrte Geld.

„So! — Nun los!“

Beide Knaben gingen das Treppenhaus hinunter zu ihren Rädern, Otfried vergnügt, Klaus etwas nachdenklich.

Sie fuhren ſchnell durch einige Seitenſtraßen und kamen bald auf offenes Feld.

„Du Otfried!“ rief Klaus, als ſie einen ſchmalen Feldweg entlang fuhren.

„Ja?“

Klaus ſchwieg. Er ſchüttelte den Kopf.

„Was iſt denn?“ fragte Otfried.

„Du — ſieh mal, wenn das richtig iſt mit den ‚Geſpenſtern‘, — daß der Sohn blödſinnig wird, weil der Vater zu ſtark gelebt hat — —“

Er ſtockte.

„Ja, was iſt dann?“

„Ja, Du, — dann müſſen wir uns ja auch vorſehen —“

„Wie vorſehen?“ fragte Otfried erſtaunt.

„Ich meine, dann dürfen wir ja ſpäter auch nicht ſo leben, wie wir wollen, weil — weil — eigentlich iſt es dumm — —“ unterbrach er ſich entſchieden.

„Warum meinſt Du, daß wir ſpäter nicht ſo leben dürfen, wie wir wollen?“ fragte Otfried.

„Nun, weil ja unſere Kinder dann auch blödſinnig werden.“

„Ja, Klaus, Du haſt eigentlich recht, — das dürfen wir auch nicht.“

Klaus ſchwieg einen Augenblick, dann ſchrie er plötzlich wütend:

„Ach was! Kinder! Was gehen mich meine Kinder an! Ich will keine Kinder! — — Das kommt überhaupt alles nur von Deinen dummen Büchern. Immer dieſe alberne Tuerei! — Du wirſt mich noch ganz verrückt machen!“

Mit Erſtaunen ſah Otfried, daß etwas wie eine Träne in Klaus' Augen glänzte.

Keine Frage, Klaus war wütend.

„Klaus, Du biſt dumm!“ ſagte Otfried mit großer Beſtimmtheit.

Plötzlich, um von etwas anderem zu ſprechen, bemerkte Otfried, ohne es recht zu wollen:

„Ich möchte gerne einmal ein nettes Mädchen kennen lernen.“

Klaus hörte nicht zu. Dann fielen ihm Otfrieds Worte wieder ein:

„So, ſo! Sieh' mal an! — Ich auch.“

„Ach, ich meine das nicht ſo wie Du. Du denkſt immer gleich an das Ekelhafte!“

„Und Du? Du denkſt wohl nicht an das Ekelhafte? Woran denkſt 'n Du?“

„Ach, das verſtehſt Du ja doch nicht, Klaus. Laß man!“

„Natürlich — —!“

Klaus wollte noch etwas ſagen, er wußte aber nicht was.

Sie erreichten die Landſtraße, die lange Zeit bergab lief. Die Knaben ließen ihre Freilaufmaſchinen ſpielen. Ihre ſchlanken Körper dehnten ſich freudig. Klaus legte ſich weit vor, um den Lauf ſeines Rades zu beſchleunigen. Otfried ſaß gerade auf ſeinem Sattel; der eine Arm hing ihm ſchlaff herunter. Er öffnete die Lippen und ſog die friſchen Düfte des tiefer gelegenen Waldes langſam ein. Er genoß jeden Augenblick dieſer müheloſen Schnelligkeit.

Die Ruhe des ſpäten Nachmittags lag über den Feldern. Noch ſah man hier und dort die ragenden Eſſen von Fabriken, aber auch dieſe letzten Zeichen der Stadt verſchwanden bald. — Der Gummi ſummte auf dem warmen Staube der Straße;

und dieſes eintönige Geräuſch wirkte beruhigend auf Otfrieds Gemüt.

Bald erreichten die Freunde den Forſt. Sie bogen in einen kühlen, ſchattigen Waldweg ein, auf deſſen weichem, ſchwarzem Boden Sonnenflecke ſpielten.

„Wollen wir nicht erſt zu unſerer Moosgrube fahren und uns dort etwas hinlegen?“ fragte Otfried.

Klaus war einverſtanden. Sie ſtiegen ab und führten ihre Räder zu einer grünen Mulde. Klaus wehte mit ſeinem Taſchentuch den Staub von der Maſchine und ließ ſich dann gedankenlos neben Otfried nieder, der ſich unruhig auf ſeinem Platz hin und her warf. Otfried war wieder in leidenſchaftlicher Stimmung. Er ſah die großen weißen Wolken über den blauen Himmel gen Abend ziehen, allein dieſe Bewegung vermochte nicht, ihm Kühlung zu gewähren. Er netzte ſein glühendes Geſicht im friſchen Moos und ſtöhnte:

„O Klaus, ich muß fort von hier!“

Klaus wunderte ſich nicht über Otfrieds Worte; er fragte:

„Wo willſt Du denn hin?“

„Irgendwo auf's Land, fort von der Schule und den Lehrern. Ich möchte ein Bauer ſein und

den ganzen Tag auf dem Felde arbeiten, bis ich abends totmüde hinfallen und an garnichts mehr zu denken brauche."

„Ach Otfried, dieſe dummen Ideen haſt Du ſicher aus Deinen Büchern."

„Die hab' ich garnicht aus den Büchern, ſag ich Dir. Glaubſt Du denn, Klaus, daß es gut iſt, ſo zu leben, wie wir es tun?"

„Warum ſoll es denn nicht gut ſein? Du verlangſt immer ſo viel! Die Hauptſache für uns iſt ſchließlich doch, daß wir ſpäter 'mal unſer Examen machen, dann 'n bischen luſtig leben, — Geld haben wir ja beide, — und meinetwegen 'ne Frau heiraten, wenns Dir Spaß macht."

„Du biſt wirklich dumm, Otfried," ſetzte er nach einer Weile hinzu, indem er mit dem Zeigefinger ſeine Stirn berührte. „Du biſt ſo einer, der ſo viel vom Leben verlangt, und ſtöhnſt deshalb den ganzen Tag. Wir andern ſind immer vergnügt . . . ."

„Wenn Ihr nicht ſchlaft. Ihr ſchlaft überhaupt den halben Tag."

„Meinetwegen! Jedenfalls ſind wir die andere Hälfte vergnügt. — Wenn Du nun ſiehſt, daß es uns gut geht und Dir nicht, — ſo laß doch Deine

Albernheiten beiſeite. — — Du, — Du haſt immer ſo viel Ideale.“

„Ideale!“ rief Otfried, indem er eine Hand voll Moos ausriß und fortwarf. „Klaus, red doch keinen Blödſinn! Ich hab' Ideale! Ich bin doch nicht Doktor Schleigel! — Ideale iſt überhaupt ein dummes Wort!“

„So! — Na, was haſt Du denn? — Warum willſt Du von hier fort und den ganzen Tag Bauer werden, bis Du tot hinfällſt, — oder wie Du da geſagt haſt?“

„Ach Klaus, das hat mit Idealen garnichts zu tun. — Sieh mal, mir iſt immer, als preßte ſich ein eiſerner Ring um mein Leben.“

„Ein eiſerner Ring?“

„Ja, ein eiſerner Ring“, ſagte Otfried ſehr nachdrücklich. „Und nun kommt einer und zieht den Ring enger.“

„Wer denn?“

„Ach frag' nicht ſo dumm, Klaus!“ rief Otfried ungeduldig. „Der Eine ſind eigentlich alle!“

„Verſteh' ich nicht,“ ſagte Klaus achſelzuckend.

„Alle: meine Mutter, die Pauker, die Leute, denen ich auf der Straße begegne, die Bücher, unſere Dienſtmädchen, — — — alle. — Wir ver-

engen uns täglich, Klaus. — Sieh, als kleiner Junge hab' ich mir vorgenommen ſo fein zu leben, 'mal ganz, ganz anders wie die andern. Früher hatte ich noch ſo furchtbar viel in mir, — ich dachte, ich würde alles werden können, was ich nur wollte. Nun iſt das ſchon nicht mehr ſo. Ich weiß garnicht recht, woher das kommt, aber wahrſcheinlich liegt es daran, daß man älter wird. Wir verengen uns täglich, Klaus, und das will ich nicht."

Klaus ſah ſinnend vor ſich hin.

„Ja, Otfried," ſagte er nach einer Weile, „ſo etwas habe ich mir ſogar auch ſchon gedacht; ich konnte es nur nicht ſo ausdrücken, aber das kann ſchon richtig ſein: wir verengen uns wirklich."

„Nicht wahr?" rief Otfried ganz glücklich, daß ihn Klaus verſtanden hatte, „jeden Tag kommt ein Mann mit der Scheere und ſchneidet uns etwas ab, hier ein Stück — und da ein Stück. Da gehts einem wie dem reichen Mann, dem jeden Tag 'was geſtohlen wird. Wenn er alt wird, iſt er ein Bettler."

„Dagegen kann man aber nichts tun. Das iſt eben ſo im Leben."

„Du redeſt wie ein Erwachſener, Klaus," ſagte Otfried ſpöttiſch. „Das iſt eben ſo, — und — dagegen kann man nichts tun, — und — das wirſt Du ſpäter einſehen, mein Kind, — und — darüber haben ſich die größten Männer den Kopf zerbrochen und mußten ſich beſcheiden. — Die Erwachſenen können freilich nichts ‚dagegen tun'. Bettler können überhaupt nichts ‚dagegen tun'."

„So! Aber Du kannſt 'was dagegen tun, nicht wahr? Du biſt ja immer der Schlaue!"

„Ja, Klaus, wir können noch etwas dagegen tun. Davon bin ich ganz überzeugt. Laß uns erſt 'mal heraus aus der Stadt und nicht ewig von den Erwachſenen abhängig ſein und große Flächen um uns ſehen."

„Was heißt das: große Flächen um uns ſehen? das iſt wieder ſo'n Unſinn!" ſagte Klaus gelangweilt, der auf dem Rücken lag und mit ſeinen ſchönen, aber etwas leeren Augen zum Himmel ſah.

„Weißt Du," bemerkte Otfried nachdenklich, ohne Klaus' Worte zu beachten, „ich kann jetzt nicht auf der Straße gehen, immer denk' ich: das iſt auch ſo'n Menſch. Geht man hin zu ihm und beleidigt ihn, — meinetwegen ohne Grund, — Du kannſt darauf ſchwören, ja, es iſt ſogar ‚natürlich',

daß er ein beleidigtes Geſicht macht und ſagt: Frecher Bengel, ſcheer Dich fort! oder: Dummer Junge, geh nach Hauſe und lern Deine Schulaufgaben. — Warum ſagt zum Beiſpiel niemand: Junger Herr, warum ſchimpfen Sie ohne Grund? — oder: — Liebes Kind, es iſt ſehr töricht von Ihnen ſich ſo ſchlecht zu benehmen — — —"

„Ach Otfried, hör man bloß auf, das iſt ja alles Blech."

„Das iſt gar kein Blech," rief Otfried ſchnell. „Ich will Dir nur zeigen, wie elend ſich die Menſchen einengen. — Neulich, als ich eine Stunde Arreſt bekam, dachte ich mir fünf Stunden vorm Lunch: Wenn ich meiner Mutter nachher von dem Arreſt erzähle, — verflucht, ich darf nicht vergeſſen, ihn Sonnabend abzuſitzen! — alſo, wenn ich nachher davon erzähle, macht meine Mutter ein ganz beſtimmtes Geſicht. Da kommen denn ungefähr ſo fünf Gedanken in ihr auf; alſo erſtens: der Junge hat ſchon wieder eine Stunde Arreſt bekommen; zweitens: er wird nicht verſetzt werden; drittens: was ſoll ſpäter mal aus ihm werden? — ſpäter, das iſt nämlich immer die Hauptſache! — viertens: ich kann ihn nicht allein erziehen — —"

Otfried ſah, daß Klaus über's ganze Geſicht grinſte.

„Was iſt 'n los?"

„Du redeſt wie 'n Sonntagsprediger," ſagte Klaus behaglich. „Übrigens wird's dunkel und wir wollten noch ins Forſthaus."

„Ach, laß das Forſthaus! Sag' mal ehrlich, Klaus, iſt ſo etwas nicht ekelhaft? Die Erwachſenen ſind alle Bettler, — ja Bettler."

Vater, der war anders, der war kein Bettler, dachte Otfried. O Vater!

Klaus ſagte: „Möcht wiſſen, was Du davon haſt, wenn Du Dich nicht einengſt?"

„Was ich davon habe?" ſchrie Otfried. „Was ich davon habe? O Klaus, Du biſt furchtbar dumm! Ich kann den eiſernen Ring wegwerfen und kann heute lachen und morgen weinen und kann heute das tun und morgen das, und tauſend feine Dinge" — er ſuchte nach einem Wort — „tauſend feine Dinge — blühen in mir auf, und alles wird herrlich. Und wenn ich hier mit dir zuſammen ſitze, brauche ich garnicht mehr über ſo etwas zu reden, und wenn ich an meinen Vater denke, dann kann ich 'mal lachen und brauche nicht immer zu heulen — — — — Du, Klaus! — — — Geſpenſter! — —"

Otfried flüſterte es entſetzt.

Die Sonne hatte ſich geneigt, der Wald ſtand in blauer Dämmerung. Da ging ein Mann unſtät und oftmals verweilend durch den Forſt. Er ſang ein Lied, ein zerbrochenes Lied, das aus lauter unzuſammenhängenden Tönen beſtand, ein unſinniges, grauenhaftes Lied.

Otfried lag auf den Knien, er faltete die Hände und zitterte vor Entſetzen.

Klaus war etwas blaß geworden. Er ſtand auf und lehnte ſich an einen Baum, ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ſagte in gewollt rohem Ton:

„Der Kerl iſt beſoffen!“

„Nein, Klaus, — der iſt nicht betrunken, — ſiehſt Du, — der — das — der iſt wahnſinnig, das iſt ja — — — — — —“

Der Mann ging ſtrauchelnd an der Grube vorbei: er blickte die Knaben ſcheu mit ſeinen blöden Augen an, die in der Mitte wie zerriſſen ſchienen; als er Otfried zitternd und totenblaß auf den Knieen liegen ſah, lachte er leiſe. Faſt ſtreifte er Klaus, der ihn kalt betrachtete.

Plötzlich ſchrie Otfried:

„Vater!“

Der Mann drehte ſich um. Klaus zuckte zuſammen.

„Aber Otfried, was iſt Dir denn? Sei doch nicht ſo ängſtlich!“

Otfried ſtand auf; er faßte Klaus am Gürtel und flüſterte:

„Du, Klaus, — — — ich glaube, — das da iſt mein Vater!“

Klaus lachte gezwungen auf:

„Aber Otfried, ſei doch nicht verrückt. Das iſt ein betrunkener Fabrikarbeiter!“

Der Mann verſchwand leiſe ſingend im Gebüſch.

„So?“ ſagte Otfried. „So? Das iſt ein betrunkener Fabrikarbeiter?“

„Ja natürlich! Aber Otfried, was iſt denn das für'n dummes Zeug! — Dein Vater!“

Otfried nahm Klaus' Hand und drückte ſie heftig:

„Du mußt nämlich wiſſen, mein Vater hat ſich im Wald getötet!“

Er konnte das Geheimnis nicht mehr tragen. — Klaus verfärbte ſich bei dieſen Worten. Er biß ſich auf die Lippen. Er haßte ſie in dieſem Augenblick beide, Vater und Sohn. Was hatte er mit all dieſen Leuten zu tun, die Selbſtmorde

begehen und die verrückt ſind? Er ſah Otfrieds Bücher vor ſich und hörte Otfrieds Reden und ſah in ſelbſt, wie er immer noch zitternd vor ihm ſtand. Was hatte er mit Otfried Reilen zu tun? Alles war Tuerei bei ihnen und Intelligenz und Komödie.

„Komm!“ ſagte er kurz, als habe er Otfrieds letzte Worte nicht gehört. „Mit Deiner Aufgeregtheit geht es ja nicht ſo weiter!“

Otfried rannen die Tränen langſam über Geſicht und Hände.

Er hatte Mitleid mit ſich ſelbſt.

14.

Als die Laternen in den Straßen angezündet wurden, kam Otfried nach Hauſe. Sein Geſicht war verſtaubt, die Wangen leicht gerötet. Er übergab ſein Rad dem Pförtner und lief ſchnell die Treppe hinauf. Er fand ſeine Mutter auf der Veranda ſitzen; die elektriſche Lampe erhellte ihre Geſtalt und ließ den Hintergrund in Dunkelheit. In Frau Beatrices Händen ruhte ein großes Buch.

„Guten Abend, Mutter!“

„Guten Abend, mein Kind! — Du biſt lange ausgeblieben!“

„Mutter, ich muß mit dir ſprechen!“

Otfrieds Stimme klang erregt.

„Was iſt Dir, Otfried?“

„Mutter, ich muß fort von hier.“

„Fort?“

Frau Beatrice fühlte einen Stich in ihrem Herzen.

„Ja, Mutter. Ich kann hier nicht länger bleiben.“

„Aber warum nicht, Otfried?“

„Eben war ich im Wald. Da habe ich einen Mann geſehen, der ſah aus wie Vater. Da hab ich ‚Vater!‘ geſchrieen. Aber es iſt nur ein betrunkener Fabrikarbeiter geweſen. — Klaus ſagt, ich ſei immer ſo aufgeregt. — — Mutter, ich gehe nicht mehr in die Schule, weil es dort ſo ekelhaft iſt. Ich haſſe die Lehrer und betrüge ſie. — Es muß doch irgend wo eine Schule geben, wo das alles anders iſt wie hier! — Und dann habe ich jetzt immer ſolche Kopfſchmerzen und des Nachts ſchlechte Träume. Die Stadt iſt mir ſo widerlich; ich mag dort nicht mehr ſein. Ich will immerzu mit Jungens zuſammen ſein. — Es geht ſonſt nicht mehr, Mutti, es geht ſonſt wirklich nicht mehr!“

Otfried weinte heftig.

Die Mutter ſtand unbeweglich, das Haupt etwas geneigt, die Brauen gerunzelt, mit den beiden Händen das Tuch haltend, das Hals und Nacken bedeckte. So verharrte ſie einen Augenblick, dann riß ſie entſchloſſen das Haupt empor, ihre Lippen preßten ſich aufeinander: Nieder mit allen feindlichen Gedanken! Otfried muß glücklich werden!

Sie legte ihre Arme auf des Kindes Schultern. Dann faltete ſie die Hände hinter ſeinem Kopf,

zog es an ſich und küßte es liebreich lächelnd auf die roten Lippen.

„Ja, Du ſollſt fort von hier. Und ſollſt erſt wiederkommen, wenn Du glücklich biſt und alles dies ein Traum Dir ſcheinen wird. Mein liebes Kind!“

Da ergriff den Knaben eine beſchämende Freude. Er umfaßte den Leib der Mutter und preßte ſeinen Kopf heftig auf ihren Gürtel.

Die Mutter fühlte einen Schmerz wie damals, da Otfried ihren Leib umklammerte und Rainer aus dem Zimmer ging.

Otfried aber war glutrot geworden. Er ſchämte ſich und verließ ſchnell die Veranda.

Frau Beatrice ſah ihm ſtarr nach. Geht er den Weg, den Rainer ging?

Sie riß das Tuch mit einer heftigen Gebärde von ihren Schultern, und in ihrem Innern hohnlachte es:

‚Da geht er hin, der ruchlos Erzeugte, der nur durch meine Kraft Geſchaffene! Geht hin und ſucht das Weib, das ihn vom Fluch erlöſe. Ödipus! Ödipus! Weh Dir, wenn Du nicht Deine Mutter findeſt!‘

Und da Frau Beatrice ſolches erwog, geſchah es, daß ſie das Haupt neigte und bitterlich weinte.

Borgia ſtand vor der Treppe und knurrte zu den Sternen empor, deren Milchſtraße ſich herrlich zu ihren Häupten bog.

Dritter Teil

15.

Wer hat einmal des Nachts das Gebirge durchwandert?

Im Gleichschritt mit einem lieben Kameraden geht es zu Tal. Unsere Wanderstäbe stoßen klingend auf den Boden. Kling — klang! Kling — klang!

An dunklen Waldbergen geht es vorbei. Jetzt schreit ein Hirsch aus finsterem Gebirge. Ein Käuzchen ruft ängstlich, hinter uns antwortet ein anderes. Und von oben grüßen die Sterne.

Aber wenn die Lichter der Bäcker in den Dörfern erlöschen, wenn die Sonne mit herrlichem Antlitz erscheint und die Vögel zu singen beginnen, dann liegt ein schönes Land vor unsern Augen. Durch dieses Land laßt uns wandern: Eine Meile, zwei, drei, — was tut es? Unsere Füße sind jung, unsere Brust trinkt freudig frische Morgenluft.

Dort liegt ein Städtchen: da wir vom Berg hinuntersteigen, begegnet uns ein Trupp Soldaten und hinter ihnen ein Fähnlein Reiter, bräun-

gebrannte Männer, Frühaufſteher, — der Hauptmann pfeift ſich ein Lied —

Wir grüßen ſie, vorbei, vorbei —

Die Bürger liegen im Schlaf. Ihre Hunde knurren verträumt zu uns empor. Aber die Mädels, — freilich, die ſind ſchon auf. Sie bringen uns heißen Kaffee und lachen. Wir ſcherzen mit ihnen und küſſen ſie, — ſind wir nicht Wanderburſchen?

— Wir wandern weiter durchs Land: eine Meile, zwei, drei, — was tut es? Wir pflücken rote Mohnblumen und ſtecken ſie an unſere Hüte; aber der Morgenwind verweht die Blätter — —

16.

Die Knaben und Mädchen ſahen ſehnſüchtig empor zu der ſchönen Frau, die mit Doktor Dunker aus dem Speiſeſaal in den Garten hinaustrat. Die Knaben zupften an ihren kurzen Strümpfen, rieben mit den Taſchentüchern die Flecke von ihren nackten Beinen und ſenkten die Blicke, wenn dieſe Frau lächelnd über ſie hinwegſah. Die Mädchen ſtrichen über ihr Haar, faßten ſich an den Armen und ſchauten beklommen auf die ſchönen Hände der Fremden.

Frau Beatrice ging mit Doktor Dunker langſam den Gutshof auf und ab. Doktor Dunker hatte einen Gang wie jemand, der viel Fußball ſpielt: er bog bei jedem Schritt die Kniee und nickte dann leicht mit dem Kopf. Sein bartloſes Geſicht war ſcharfgeſchnitten; es deutete auf Ernſt und Güte. Ein mächtiger Schopf dunkelbrauner Haare lag ungeordnet auf ſeinem Haupt.

„Sie wollen alſo heute mit dem Abendzug reiſen?“

„Ja, lieber Doktor, ich bitte Sie, den Wagen auf neun Uhr zu beſtellen.“

„Ich wage kaum, Sie aufzufordern, längere Zeit bei uns zu bleiben; wir wohnen noch in Bauernhütten, unſer Speiſezimmer iſt eine Holzbude und das kleine Schloß iſt auch nicht gerade faſhionable.“

Er lachte vergnügt bei dieſen Worten.

„Wann werden die Villen wohl fertig ſein, die Sie dort oben bauen wollen?“

Frau Beatrice zeigte auf den Abhang des großen Waldes, der ſich bald hinter dem Gutshof erhob.

„O, ich denke im Herbſt können wir dort einzuziehen. Es wird ein herrliches Leben werden.“

„Warum haben Sie mit dem Umzug aus dem Norden nicht bis zum Herbſt gewartet?“

„Ich wollte, daß die Kinder ſehen ſollten, wie dort oben alles entſtehen wird. Sie wiſſen, daß es unſer Grundſatz iſt, möglichſt alles allein anzufertigen: freilich können wir keine Häuſer bauen, dafür können wir aber die notwendigſten Möbel ſelber herſtellen. Die Mädchen entwerfen ſie in der Zeichenſtunde, die Knaben arbeiten ſie in der Tiſchlerei aus.“

Jetzt läutete die Glocke zum Fußballſpiel. Die Sonne hatte ſich geneigt. Der Gutshof lag in rötlichem Schein.

Ein hochbeladener Fuder Heu ſtand vor dem Scheunentor. Zwei Knaben warfen in rhythmiſchen Stößen mit ihren Gabeln das Heu in die Scheune. Dienſtmägde mit klappernden Holzſchuhen an den Füßen trugen auf ihren Schultern große Milchkübel. Knaben, nur mit Leinenhoſen, Sportshemden und Sandalen bekleidet, liefen quer über den Hof.

*

Als Frau Beatrice und Doktor Dunker die Landſtraße hinuntergingen, kamen ihnen vier Mädchen entgegen, die in einer Kette untergefaßt ſich an dem milden Licht der ſcheidenden Sonne erfreuten.

Die Mädchen ließen ſich verwirrt los, als ſie ſich ſo unvermutet der ſchönen Frau gegenüber ſahen, über deren Wuchs und Weſen ſie noch in dieſem Augenblick eifrig Worte getauſcht hatten.

„Hier lernen Sie unſere vier Kameradinnen kennen, von denen wir vorhin ſprachen," ſagte Doktor Dunker lächelnd. „Dies hier iſt Fredelgunde."

Doktor Dunker zeigte auf ein friſches, braunes Kind mit dunklen Rehaugen und geſunder Geſichtsfarbe.

„Wie mir ſcheint" fuhr Doktor Dunker fort, „hat ſie eben irgend eine weſentliche Bemerkung

unterdrückt; ſtimmt's?"

Fredelgunde knixte nicht ſehr geſchickt. Dann lachte ſie luſtig auf und ſagte:

„Wir Mädchen waren gerade vorhin übereingekommen, daß wir ſo etwas wie die Oaſen in der Wüſte ſind."

Die Mädchen ſahen ſich erſtaunt an: ſie ſchienen nichts von einer derartigen Übereinkunft zu wiſſen.

Frau Beatrice bemerkte es und lachte:

„Nun, Sie ſehen nicht gerade aus, als ob Sie in einer Wüſte lebten, liebes Kind," ſagte ſie und bot Fredelgunde die Hand. Fredelgunde fand ſich in ihrer vorlauten Aufgeregtheit entdeckt; ſtark errötend legte ſie ihre Hand, eine nicht unſchöne, braune Hand mit etwas zu kurzen Fingern, in die Frau Beatrices.

„Dies hier iſt Edith," ſagte Doktor Dunker.

Frau Beatrice ſah auf ein ſchlankes Mädchen, das Fredelgunde kühl und ſpöttiſch aus ihren fein und länglich geſchnittenen Augen betrachtete, während ihre hellen, ſchmalen Hände das feuerrote, geflochtene Haar ordneten.

Als Frau Beatrice mit ernſteren Zügen ſich ihr zuwandte, machte Edith einen leichten Knix und küßte Frau Beatrice flüchtig die Hand.

„Dies iſt Judith.“

Judith ſah Frau Beatrice mit ſcheuen und dunklen Augen ſehnſüchtig von unten an. Sie trug das ſchwarze Haar zum Zopf geflochten. Als ihr Frau Beatrice die Hand reichte, verſchleierte ſich ihr Blick und wandte ſich ſchüchtern und unbeholfen zur Seite.

„Und dies iſt Brigitte.“

Unwillkürlich bewegt ſah Frau Beatrice ein großes Mädchen in ruhiger Würde vor ſich ſtehen. Aus einem geſunden Geſicht ſahen zwei auffallend große Augen von ſo tiefer Bläue hervor, daß Frau Beatrices Blick an ihnen haften blieb und kaum die beiden eigentümlich herben und ſtarken Kränze baſtblonden Haares bemerkte, die von dem frei emporſtrebenden Haupt wie eine helle goldene Krone getragen wurde.

Als Brigitte ſich ohne Scheu über Frau Beatrices Hand neigte und ihre Lippen die tiefblauen Saphire berührten, da ſah Frau Beatrice, — von einer fernen Erinnerung überraſcht, — mit einem Male ſich ſelbſt als junges Mädchen, wie ſie im Hofe des väterlichen Schloſſes ſtand und ſich mit derſelben Gebärde wie Brigitte über die Hand einer ehrwürdigen Dame neigte. — —

„Ich zweifle nicht," ſagte Frau Beatrice, indem ſie das Geſpräch wieder aufnahm, „daß Sie ſich manchmal etwas als Oaſen in der Wüſte fühlen. Knaben ſind Ihnen wohl mitunter doch etwas fremd, nicht wahr?"

„Och!" ſagte Fredelgunde im Ton des Zweifels.

Ein fröhliches Lachen der Mädchen war die Antwort auf dieſe Kundgebung. Sie alle kannten Fredelgundes abgöttiſche Liebe für die Knaben.

„Dieſer Zweifel an meinen Worten freut mich," ſagte Frau Beatrice herzlich, indem ſie ihre Hand anf Fredelgundes Schulter legte. „Als Mutter eines Knaben kann ich es nur froh begrüßen, wenn Sie ſich den Kameraden gegenüber nicht ablehnend verhalten."

Die Mädchen erröteten über dieſe Artigkeit und ſenkten die Blicke.

Doktor Dunker nickte Frau Beatrice unbefangen und beifällig zu.

„Was werden Sie jetzt treiben?" fragte Frau Beatrice die Mädchen.

„Wir gehen jetzt nordiſche Tänze üben, während die Jungen Fußball ſpielen", entgegnete Edith. „Wollen Sie zuſehen, gnädige Frau?"

„Recht gerne. Wenn es nachher noch Zeit ist zur Fußballwiese zu gehen.“

„O ja,“ entfuhr es Fredelgunde. „Überhaupt,“ fügte sie hinzu, „das Fußballspiel: die Jungs hauen sich ja doch nur!“

Sie strich bei diesen Worten, wie sie es gern tat, mit dem Knöchel ihres Zeigefingers an ihrer Nasenwand entlang. Frau Beatrice lächelte ein wenig.

Man nahm Abschied in dem Gefühl einer gegenseitigen Zuneigung.

Fredelgunde knixte stürmisch.

Edith lehnte sich wieder flüchtig über Frau Beatrices Hand, indem sie leicht und nicht ohne Wärme sich beugte.

Wieder verschleierten sich Judiths Augen und sahen sehnsüchtig und schüchtern vorbei.

Und Brigitte hob abermals ihre tiefblauen Augen frei empor und neigte sich mit Würde, während ihre Lippen mit geheimer Leidenschaft die Saphire berührten.

*

Während Frau Beatrice mit Doktor Dunker in angeregtem und ernstem Gespräch durch die Felder ging und sich dann von einer Anhöhe aus einen

Teil des großen Gutes zeigen ließ, das zur Erziehungsanstalt hinzugehörte, stand Otfried am Wiesengraben bei einem Weidenstumpf und sah dem Fußballspiel zu.

Er fühlte sich befangen und verwirrt, da es ihm in den wenigen Stunden, die er hier zugebracht hatte, nicht gelungen war, eine klare und geordnete Vorstellung über das Wesen seiner neuen Kameraden zu gewinnen.

Mit Erstaunen sah er, wie die Knaben mit bloßen Oberkörpern, weißen Leinenhosen, kurzen Strümpfen und Sandalen über die Wiese liefen und sich dabei in den wunderlichsten Verschlingungen um den Besitz des Balles bemühten.

Während er sich in Betrachtungen erging, ob er jemals an solchen Kämpfen Gefallen finden würde, kam ein bislang abseitsstehender Junge auf ihn zu. Es schien Otfried, als ob sich seine Kniee bei jedem Schritt berührten. Sein langer Oberkörper fiel stark auf die linke Seite. Seine beiden Arme mußten ihm peinlich sein, denn er wußte nichts mit ihnen anzufangen. Aus einem häßlichen, aber liebenswerten Gesicht leuchteten ein paar kluge, graue Augen hervor:

„Glaubſt Du, daß es einen Gott gibt?“ fragte er Otfried. Er ſprach ſchnell, aufgeregt und flüſternd.

„Nanu?“ entfuhr es Otfried, der ein Geſicht machte, als habe ihm jemand unvorbereitet eine Ohrfeige angeboten.

„Ich kann Dir beweiſen, daß es keinen Gott gibt“, ſagte der Knabe, der Otfried kaum angeſehen zu haben ſchien. „Zum Weſen Gottes gehört die Unendlichkeit. Zum Weſen der Unendlichkeit gehört es, kein Ende zu haben. Folglich fehlt Gott das Ende. Ein Weſen, dem etwas fehlt, iſt nicht vollkommen. Zum Weſen Gottes gehört aber die Vollkommenheit. Folglich gibt es keinen Gott. — Verſtehſt Du?“

„Ja,“ ſagte Otfried kleinlaut.

Er hatte kein Wort verſtanden.

„Überhaupt,“ fuhr der Junge fort, indem er ſich aufgeregt durch die Haare fuhr, die Stirn hochzog und die Augen weit aufriß, „überhaupt würden wir viel glücklicher ſein, wenn wir nicht an Gott glaubten.“

Er ſchwieg einen Augenblick, während Otfried verlegen auf ſeine Fußſpitzen ſah.

„Den Beweis habe ich heute Morgen gefunden. Dick ſagt auch, daß es richtig iſt. Tjöh!“

Damit ging er: wieder ſchien es, als rieben ſich ſeine Kniee beim Gehen aneinder.

„Die ſind hier alle verrückt,“ dachte Otfried.

Als er Frau Beatrice und Doktor Dunker freundlich winkend die Landſtraße entlang kommen ſah, ging er ihnen zögernd und verlegen entgegen.

17.

Fipps, ein Untertertianer, deſſen Naſe in drei Krümmungen verlief, ſaß am ſelben Abend, gerade als es zum „Ins Bett gehen“ läutete, auf dem Rande des Brunnentroges, aus dem die Kühe zu trinken pflegten, und pfiff Töne von unendlicher Schönheit. Über ſeiner Seele war jener wunderherrlicher Stumpfſinn gebreitet, den nur ein Untertertianer kennt und ſchätzt.

Fipps ſah zu den Sternen empor, obwohl das Pfeifen mit hochgerecktem Hals nicht leicht war. Mit ſeinen Beinen vollführte er die ſeltſamſten Bewegungen. Von Zeit zu Zeit betrachtete er mit einem etwas wehmütigem Gefühl ſeine lehmbeſpritzten Füße, die in braunen Sandalen ſteckten: er würde ſie ſich heut Abend waſchen müſſen, das ſah er voraus!

Dieſe Präfekten!

Da ſah Fipps, wie der Dog-cart vorm Schloß auffuhr. Einige Augenblicke ſpäter wurde die Eichen-

tür geöffnet und heraus traten „die ſchöne Dame“, Herr Doktor und der Neue.

Fipps ſpitzte die Ohren: wenn die Neuen von ihren Eltern Abſchied nahmen, ſo war das meiſtens ein Mordsulk.

Aber diesmal ſchien ſich alles ſehr ſchnell abzuwickeln. Abſchiedsworte wurden gewechſelt, der Groom, ein Bauernjunge in Uniform, trieb die Pferde an, dann fuhr der Wagen los. Er kam in Fipps' Nähe. Sollte er ſich verbeugen? Das war immer peinlich: meiſtens mißlang es — — jedoch — „die ſchöne Dame“ — — —: Fipps verbeugte ſich, — er wäre faſt in den Trog gefallen.

Gerade, als er bemüht war, ſein Gleichgewicht wieder herzuſtellen, hörte er Doktor Dunker rufen:

„He! Fipps! Komm mal her!“

Fipps war ſchnell da: in ſeiner Hand die lange, weiße Kanne, die er eigentlich mit Waſſer füllen wollte.

„Hier, führe mal Reilen in ſein Schlafzimmer zu Sörenſen.“

Dann wandte er ſich an Otfried.

„Nun Otfried, ich hoffe, Du wirſt Dich hier recht wohl bei uns fühlen. Gute Nacht, mein Junge.“

Er gab ihm die Hand. Otfried verbeugte ſich tief. Dann ſah er auf Fipps. Er hätte faſt laut aufgelacht. Fipps ſtand mit geſpreitzten Beinen da, hielt die Hände mit der Kanne auf dem Rücken und pfiff zu den Sternen empor. Aber dieſe Naſe! Sie verlief ſo: erſt ſah es aus, als wollte ſie den Weg einer antiken Naſe nehmen, plötzlich jedoch war ſie verſchwunden, gänzlich verſchwunden, um dann faſt im rechten Winkel zu Oberlippe wieder aufzutauchen.

Der ganze Fipps machte einen in jeder Beziehung unwahrſcheinlichen Eindruck.

„Willſt Du mir helfen meine Betten tragen?“ fragte Otfried.

„Ja“, ſagte Fipps gnädig. „Gib man her!“

Otfried ging ins Schloß, um ſeine Decken und Laken zu holen.

Als er zurückkam, fand er Fipps wieder in derſelben Stellung wie vorher: er hatte die Beine geſpreitzt, ſchlenkerte mit der Kanne auf ſeinem Rücken und pfiff zu den Sternen empor. Otfried ergriff eine unwiderſtehliche Lachluſt, aber er unterdrückte ſie.

Fipps belud ſich mit einigen Decken. Dann gingen ſie. Fipps pfiff immer noch, aber er be-

trachtete dabei Otfrieds goldbraune Locken, die ihm zu gefallen ſchienen.

Dann verſank er in Gedanken.

Plötzlich, auf der kleinen Brücke, hielt er an und ſagte feierlich:

„Deine Mutter iſt eine ſchöne Dame.“

Da entlud ſich in Otfried die Spannung des Tages. Er bekam einen jener Lachanfälle, die er vom Gymnaſium her kannte und fürchtete. Er warf die Decken fort und beugte ſich weit über das Geländer. Er huſtete und ſchrie und ſtampfte mit den Füßen. Heiße Tränen rannen über ſeine Backen. — Einige Jungen gingen vorüber. Als ſie Otfrieds Zuſtand bemerkten, blieben ſie erſt verwundert ſtehen; dann aber lachten ſie ſelbſt, als ſie Fipps ſahen, der Otfried mit finſteren Blicken maß. Schwatzend ſetzten ſie ihren Weg fort.

Fipps legte ſehr ſachte ſeine Decken auf die Erde und ging kühl und ſtolz davon.

*

Otfried beruhigte ſich allmählich; er blieb aber noch lange ſtehen und ſah auf den Bach, der langſam unter der Brücke vorbeizog.

Dann hob er ſeine Decken auf und ging Fipps nach.

Er kam zu einem größeren Bauernhause. Eine Stiege führte nach oben hin.

Bald fand er sich wieder neben Fipps in einem großen, länglichen Raum, der wohl früher ein Boden gewesen sein mochte. An jeder Wand standen ungefähr fünf Betten. Neben dem Schlafzimmer lag der Waschraum.

Ein paar halbausgezogene oder nackte Knaben, die meist jünger zu sein schienen als er, sprangen unter wüstem Geschrei auf ihren Betten herum.

Otfried hatte seine Sicherheit wieder gefunden. Er warf seine Decken auf das erste beste Bett.

„Nanu?“ fragte der Besitzer, ein kleiner braungebrannter, schwarzäugiger Junge, den man „Pietro, den wilden Mexikaner“ nannte.

„Wo ist mein Bett?“ fragte Otfried.

„Hier jedenfalls nicht,“ sagte Pietro, indem er auf das seinige zeigte.

Alle lachten.

Otfried sah sich suchend um.

Da kam Olf Sörensen in das Zimmer.

Olf Sörensen war nur mit einer weißen Leinenhose bekleidet. Die blonden Haare hingen ungeordnet über seiner Stirn. Seine stahlblauen Augen

blitzten. Er war nicht groß, aber sein Körper war außerordentlich ebenmäßig gebaut.

„Zum Teufel, warum seid ihr noch nicht im Bett?“ schrie er mit starker Stimme und warf mit mächtigem Schwung eine Decke über das Zimmer hinweg auf sein Bett.

Die andern fingen an sich sehr schnell auszuziehen. Der Präfekt ließ seinen Blick wie ein gekränkter Löwe über das Zimmer gleiten.

Plötzlich blieb sein Auge an einem weißen Etwas haften.

„Wißt ihr immer noch nicht, daß es verboten ist, so etwas im Schlafzimmer zu haben?“ rief er.

Er ging mit finsterer Entschlossenheit darauf zu, nahm das weiße Etwas und warf es in kühnem Bogen zum Fenster hinaus.

Dann sah er hinunter und erblickte das weiße Etwas mit Befriedigung unter einem Gesträuch liegen, auf das der Mond seinen milden Schein gebreitet hatte.

Alle jubelten.

Der Mexikaner rief laut klatschend:

„Präfekt, das hast Du fein gemacht!“

Fipps war geradezu begeiſtert, obwohl ihm davor graute, daß er ſich nun doch die Füße werde waſchen müſſen.

Da bemerkte Olf, daß Otfried im Zimmer ſtand.

„Du biſt der Neue, nicht wahr?“ fragte Olf, der ſich ſeine Hoſe auszog und nackt vor Otfried ſtand.

„Ja,“ erwiderte Otfried. „Ich heiße Reilen.“

Olf ſah etwas träumeriſch zum Fenſter hinaus; er dachte an die ſchöne Frau, die er heute den ganzen Tag geſehen hatte.

„Iſt Deine Mutter ſchon fort?“ fragte er leiſe, ohne es eigentlich zu wollen.

„Ja, ſie iſt eben fortgefahren.“

Olf zeigte auf ein leeres Bett am Fenſter:

„Dort iſt Dein Bett.“

*

Der Mond ſchien milde in das weite Zimmer. Die Knaben fingen an einzuſchlafen. Das Flüſtern in der Ecke verſtummte. Der Bach, der durch die nahe Wieſe floß, begann lauter zu rauſchen. Hin und wieder brüllte eine Kuh verträumt aus dem fernen Stall. Der friſche Duft der Felder drang herauf in den Schlafraum.

Olf Sörenſen ſaß im Nachthemde auf dem Fenſterbrett. Er ſah auf den Garten unter dem Fenſter. Dann wieder blickte er zu den Sternen.

Otfried erhob ſich langſam und ſetzte ſich gleichfalls an's Fenſter.

Olf ſah ihn flüchtig an. Er ſchwieg.

Die beiden Knaben blickten lange hinaus.

Wie ſeltſam iſt Olf Sörenſen, dachte Otfried,

Nach einer Weile ſagte Olf:

„In meiner Heimat liegt jetzt der Nebel auf der Heide. Im Dunkeln hört man das Meer an die Deiche ſchlagen.“

„In meiner Heimat ſuchen jetzt die Männer ihre Dirnen.“

Olf blickte Otfried verächtlich an.

„Ja, ihr!“ ſagte er.

Otfried ſchwieg und ſchaute kühl auf den flimmernden Bach.

„Warum biſt Du hierher zu uns gekommen?“ fragte Olf.

Ofried zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Olf ſah ihn wieder verächtlich an.

„Haſt Du ſchon einmal des Nachts im Walde geſchlafen?“ fragte er.

„Nein.“

„Tu das; dann wirſt Du anders, wie Du jetzt biſt.“

Er ſagte dieſe Worte im befehlenden Ton.

Otfried verſtand ihn nicht.

Eine Stille trat ein.

Otfried wollte irgend etwas Bedeutſames ſagen und Olfs Aufmerkſamkeit auf ſich lenken, aber er fand kein Wort.

Olf ſah zu den Sternen und runzelte die Stirn:

„Weißt Du, wie groß die Geſchwindigkeit des Lichts iſt?“

Otfried ſah verblüfft auf.

„Nein.“

„Dreihunderttauſend Kilometer in der Sekunde. Olaf Römer hat ſie mit Hilfe eines Jupitermondes berechnet, Bradley nach der Aberration des Fixſternlichtes. Dann gibt es noch eine andere Methode.“

Er ſchwieg einen Augenblick; dann fragte er:

„Du weißt wohl von Phyſik nicht viel?“

„Faſt garnichts.“

Otfried war ſehr betrübt.

„Das mußt Du alles lernen.“

Sie hörten Stimmen. Gleich darauf kamen zwei Mädchen Arm in Arm den Gartenweg entlang.

„Wer ſitzt dort oben?“ fragte eines von ihnen mit gedämpfter Stimme.

„Olf Sörenſen!“

„Und der andere?“

„Das iſt der Neue; Otfried Reilen heißt er.“

Da Olf Sörenſen ſich ſeines Nachtgewandes nicht ſchämte, tat es Otfried auch nicht.

„Hier ſind Judith und Fredelgunde!“

„Warum ſeid Ihr noch auf, Mädels?“ rief Olf.

„Wir haben Erlaubnis,“ erwiderte Fredelgunde triumphierend.

Judith ſchwieg und ſah mit ihren ſehnſüchtigen Augen zu den beiden Knaben empor.

„Ein herrlicher Abend, nicht wahr, Otfried Reilen?“ fragte Fredelgunde.

„Ja, herrlich!“ erwiderte Otfried leiſe.

Er wußte nicht wieſo: aber er war plötzlich ſo glücklich.

„Wie findeſt Du es bei uns?“ fragte Fredelgunde.

„Fein!“ rief Otfried faſt jubelnd.

„Ölfchen!“ ertönte wieder Fredelgundes Stimme.

„Was iſt denn?“

„Biſt Du melancholiſch?“

„Fredel, halt den Mund!“

Alle lachten. — Plötzlich verſtummten ſie und horchten. Aus dem Schilf am nahen Teich hörte man eine ſchöne Knabenſtimme neckend ſingen. Es war eine ſeltſam ſpottende Melodie, die zuletzt in tiefſter Klage endete:

Wer hat ein Spieglein an der Wand?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Wer iſt die Schönſte im ganzen Land?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Wer hat ſieb'n Zwerge zu ſeinem Schutz?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Wer küßt den Hans dem Peter zum Trutz?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Wer ſchleicht des Nachts vor meiner Tür?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Wer küßt ſo fein die Lippen mir?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Bei wem vergeß' ich Tod und Schmerzen?
Fredelgunde! Fredelgunde!
Wer tanzt auf meinem roten Herzen?
Fredelgunde! Fredelgunde!

Bei den erſten Tönen hatten die drei angefangen zu lachen, während Otfried erſtaunt lauſchte. Ein Schalk, ſo erfuhr er ſpäter, hatte das Gedicht

einſtmals in einem alten Volksbuch gefunden: nun ſangen ſie es täglich, um Fredelgunde zu ärgern.

„Die dummen Jungs!“ ſchimpfte Fredelgunde.

„Komm jetzt!“ bat Judith.

„Gute Nacht, Jungens! Gute Nacht, Otfried Reilen!“

„Gute Nacht,“ rief Otfried glücklich, während Olf den Mädchen ſpottende Worte nachrief.

Fredelgunde und Judith gingen weiter, ſie kamen an das Geſträuch: die beiden Knaben hörten zwei Schreie, — dann war alles ſtill.

„Hurra! — der Nachttopf!“ ſchrie Olf mit ſeiner mächtigen Stimme. Er war ganz übermütig geworden.

„Präfekt, wirſt Du wohl jetzt das Maul halten,“ fragte der kleine Mexikaner ſchlaftrunken, indem er ſich im Bett aufrichtete und ſeine Augen rieb.

„Schlaf, Pietro, ſchlaf,“ ſpottete Olf. „Träum von den Viehherden Deiner Väter in der Prärie!“

Pietro fiel willenlos zurück.

Wieder fing der Bach an laut zu rauſchen. Die Sterne blickten ſtarr herunter zu den beiden Knaben.

„Gute Nacht,“ ſagte Olf, ohne Otfried die Hand zu geben.

„Gute Nacht.“

Beide krochen in ihre Betten, die einander gegenüberſtanden.

Wie ſeltſam iſt Olf Sörenſen, dachte Otfried.

Nachher fiel ihm noch etwas ein:

Wie fein iſt Fredelgunde!

Dann umfing ihn ein ſtarker und traumloſer Schlaf. Aber gegen Morgen ſah er zwei große Augen von tiefer Bläue, die er am Tage irgendwo geſehen hatte.

18.

Um halb ſechs Uhr des Morgens läutet die Glocke zum Aufſtehen. Zehn Jungen im Schlafzimmer der Unterſekunda ſpringen aus den Betten, werfen die Nachthemden ab, binden ſich Sandalen an die Füße, knoten Handtücher um die Lenden und laufen etwas ſchlaftrunken die Treppe hinunter.

Der Gartenkies knirſcht unter ihren ſchnellen Tritten.

Plötzlich duckte ſich der Erſte:

„Pſt! Die Mädchen!“

Alle bleiben gebückt vor der Gartenhecke ſtehen: die Mädchen baden ſchon, man muß warten.

Franzis Walterſon, der Amerikaner, bindet ſein Handtuch ab, breitet es auf dem Boden aus, ſetzt ſich auf einen Zipfel, zieht Chriſtoph Rohde, den „kleinen Prinzen“, am Bein, ſo daß er hinfällt, und ſpielt im übrigen zerſtreut mit Kieſelſteinen.

Peter Reichenfeld ſteht ſehr aufrecht, hebt den Kopf ſehr hoch empor und ſieht wie gewöhnlich ſehr ſchön und ſehr hochmütig aus.

Chriſtian Tardeff reißt ſeine großen Augen weit auf und reckt den Hals über die Hecke: er gleicht einem jungen Vogel, der neugierig aus dem Neſt guckt. Vielleicht iſt ihm in der Nacht ein neuer Beweis für das Nichtdaſein Gottes eingefallen, den er nun vergeſſen hat.

Helmuth Kernitz, der blonde, ſehr breitſchulterige und ſehr pflichtgetreue Präfekt, liegt auf den Knieen und horcht, ob das Lachen der Mädchen am Teich bald verſtumme.

Günther Dietz — — —

Aber halt! da ſpringen ſie plötzlich alle auf: die Mädels ſind fort!

Die Sonne iſt gerade über dem Wotanshügel aufgegangen, als das Waſſer zehnmal hoch emporſchäumt und der ſchwarze Teich in leichte Schwingungen gerät.

*

Nach dem Morgenfrühſtück laufen die Unterſekundaner in den Wald, allen voran der Präfekt, Helmuth Kernitz, der den ſilbernen Stern am rechten Arm trägt. In ihrer Mitte finden ſie Otfried Reilen, den „Neuen“.

Der Buchfink fliegt auf, der straffe Rhythmus der Tritte erschreckt ihn. Die Eidechse, die sich eben noch behaglich im Morgenlicht sonnte, gleitet raschelnd davon. Der Hase legt die Löffel nach hinten und stürmt aufs Feld —

Das Unterholz knistert : knix — knax, knix — knax — — O herrlich frischer, taubenäßter Morgen!

Die Knaben laufen langsam und verträumt. Sie trinken die Morgenluft, ihr Atem geht gleichmäßig, ihre Wangen werden rot.

Christoph Rohde hört, wie sich aus dem Klang der Tritte die Melodie einer alten Fuge klar und streng emporarbeitet. Franzis Walterson ist es, als ob an der Atwood'schen Fallmaschine das Gewicht immer und immer wieder auf die Messingtafel schlüge. Otfried Reilen hört jemanden Gedichte sprechen, deren Sinn er nicht versteht. In Helmuth Kernitz' Ohr dringt das eintönige Surren der Maschinen in seiner väterlichen Fabrik — —

Bald stehen sie auf dem Wotanshügel.

Peter Reichenfeld schlägt den Kragen hoch, steckt die Hände in die Rocktaschen und blickt kühl in die dampfende Ebene.

Helmuth Kernitz legt seine Hand leicht auf Otfrieds Schulter:

„Siehst Du das Dorf dort hinten am Abhang der Grauen Berge?"

„Ja."

„Dort üben sie noch heidnische Bräuche: wenn die Mädchen heiraten, bleiben sie bei ihren Eltern, und die Männer kommen des Nachts zu ihnen."

Christoph Rohde sitzt auf dem Markstein und sieht Otfried neugierig und freundlich an.

Der Wind fährt stoßweis und rauschend um den Hügel. Er bläst in die Haare der Knaben.

Wie seltsam ist dies alles, denkt Otfried.

*

Fünf Stunden Unterricht. In der englischen Stunde spricht man englisch; in der Chemiestunde arbeitet man im Laboratorium; die Geschichtsstunde findet im Walde statt: man liest alte Urkunden und hält freie Vorträge; in der deutschen Stunde diskutiert man über den Tell, — „ich kann mir nicht helfen," sagt Christian Tardeff, indem er die Achseln zuckt, „das ist doch kein gutes Stück!" — in der Mathematikstunde geht man aufs Feld und macht trigonometrische Messungen —

„Iſt es ſchon zwölf Uhr?“ fragt Otfried erſtaunt, als die Glocke zum Unterrichtsſchluſſe läutet.

*

Am Nachmittag arbeiten alle auf dem Felde.

Helmuth Kernitz und Olf Sörenſen ſtehen auf einem der Leiterwagen. Man reicht ihnen auf langen Forken das Korn, das ſie geſchickt aufpacken.

Alle tragen flache, glutrote Mützen, die keck auf die eine Seite des Geſichts hinunterfallen.

Man neckt die Mädchen.

Peter Reichenfeld ſieht von Zeit zu Zeit aus ſeinen dunklen Augen mit den etwas ſchweren Lidern auf Ediths rotes Haar, das von der Mittagsſonne durchleuchtet iſt.

Fredelgunde lehrt Otfried, wie man das Korn aufgreifen müſſe. Nun nimmt Otfried die Forke, ſpießt etwas ungeſchickt einige Bündel Garben auf die ſpitzen, eiſernen Zacken und hebt die prächtig rauſchende Laſt empor; er ſticht Hellmuth Kernitz fürchterlich ins Bein; der ſchreit verzweifelt auf und alle lachen.

„Man muß die Gabel umdrehen, Otfried! Die Zacken dürfen nicht in die Luft ſchauen,“ belehrt ihn Fredelgunde.

Otfried iſt etwas traurig:

„Wie ſoll ich wiſſen, ob die Zacken in die Luft ſchauen oder nicht, wenn die ganze Gabel voll Korn iſt?“

„Look here, my dear,“ ſagt Franzis Walterſon, „die Fabrikmarke am Griff muß dir abgewandt ſein. — So!“

Nun macht es Otfried richtig und alle ſehen ihn freundlich an.

Sobald keine Garben mehr auf dem Platz ſind, geht Fredelgunde zu den Ochſen, die vor den Wagen geſpannt ſind. Sie nimmt die Halfter in die Hand und ſchreit:

„Hü! hui! — ihr dummen Viecher! — — — — hüh!“

Sie ſtemmt die Füße feſt in den Boden und zieht kräftig, das Geſicht dem Wagen zugewandt. Die Ochſen gehen los. Fredelgunde aber legt nun jedesmal ihre braune Hand mit den etwas kurzen Fingern auf die feuchte, roſig-weiße Schnauze des einen Ochſen, fährt dann entſetzt zurück, zieht die Naſe hoch und ruft: „Gittegitt!“

Das tut ſie jedesmal und alle lachen. —

Otfried ſieht von Zeit zu Zeit zu Olf Sörenſen hinauf. Olfs Mund iſt ſtreng geſchloſſen; er preßt

ſeine nackten, rötlich ſchimmernden Kniee auf das Getreide und faßt es hart an.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Achtung! Majeſtät kommt!“

„Majeſtät“, — ſo wird Doktor Dunker genannt, — galoppiert heran.

Schon von weitem ruft er:

„Na Kinder, wie gehts?“

„Gut! — — Gut! — — Etwas heiß!“ tönt es zurück.

„Ça va, ça va!“ murmelt Peter Reichenfeld und muſtert blinzelnd Doktor Dunkers kräftig gebauten, nicht unſchönen Fuchs, der am Kornwagen herumſchnobert.

Majeſtät befiehlt:

„Wenn ihr hier fertig ſeid, ſo geht nach dorthin an den weſtlichen Abhang des Hexenberges. Dietz und Matthiſſon kommen mit mir. — Macht's gut, Kinder!“

Er ſtößt dem Fuchs ſeine ſandalenbeſchuhten Hacken in die Flanken und will davon ſprengen. Plötzlich zieht er die Zügel zurück, und während Fuchs zornig zappelt:

„Otfried! wie geht's?“

„Danke, — gut, Herr Doktor!“

„All right! Hopp!“

Fort jagt er, Dietz und Matthiſſon hinter ihm drein.

„Feiner Kerl — Majeſtät,“ ſagt Helmuth Kernitz, der dem Direktor nachblickt.

„Feiner Kerl, — Majeſtät,“ denkt ein jeder und freut ſich.

Otfried arbeitet ſehr ſcharf: er vergißt alles, ſeine Mutter, ſeinen Vater, Klaus, ſich ſelbſt, — ihm iſt es, als ſei er ſchon jahrelang hier.

Chriſtoph Rohde, der kleine Prinz, macht alles verkehrt. Er ſieht entweder ſtarr auf den Boden oder blickt ſehnſüchtig zu den Grauen Bergen, die in der Ferne bläulich ſchimmern. Er ſtellt die ſeltſamſten Fragen und ſchüttelt verwundert den Kopf, wenn die andern ihn deshalb necken. Manchmal betrachtet er Otfried, den er ſchön findet.

Weiter hinten am Rande des Hexenberges ſteht Brigitte in einem weißen Kattunkleid. Sie arbeitet ſehr ruhig und feſt. Sie tritt mit ihrem Fuß auf den Eiſenrücken der Gabel, ſpießt das Korn auf und hebt es zum Wagen empor.

Der „Garbenbinder“ fährt klappernd über das Feld. Die Ochſen brüllen von Zeit zu Zeit.

Bienen fliegen ſummend um die Obſtbäume an der Landſtraße — —

Die Knaben laufen zu den Gräben: ſie ziehen die Hemden aus und laſſen die heiße Sonne ihre Körper bräunen.

Ein Knecht bringt zwei große Blechkübel mit kaltem Brunnenwaſſer. Fredelgunde biegt ihren Kopf weit nach hinten zurück und trinkt haſtig, während ſie mit beiden Händen den Krug umſpannt. Wie man Olf Sörenſen Waſſer darbietet, lacht er geringſchätzig auf und wiſcht mit dem Arm den Schweiß aus ſeinem Geſicht.

Brigitte geht ſehr ruhig und ſehr ſicher über das Feld. Sie legt ihren Arm auf die Schulter des kleinen Prinzen, der es herrlich findet, ſo mit Brigitte über das Feld zu gehen.

Die Kirchenglocke des fernen Dorfes tut vier Schläge. Die Kirchen ſind kühl.

*

Wenn die Vorbereitungsſtunden zum Unterricht und das Abendeſſen vorbei ſind, ſpielen die Knaben Fußball.

Die nackten Oberkörper heben ſich deutlich gegen den roten Abendhimmel ab.

Digitized by Google

Es liegt Rhythmus in ihrem Spiel.

Doktor Frei, den Otfried wegen ſeiner tiefſchwarzen, herrlich glänzenden Augen und ſeines feſſelnden Unterrichtes liebt, ſpielt mit.

Otto von Bredow, der Obertertianer, jagt über das Feld: er raſt und jubelt und ſeine braunen Haare liegen ihm wild auf der Stirn; die großen Half-backs ducken ſich, um ihn niederzureißen, aber Otto von Bredow ſpringt über ſie hinweg, wobei er den Oberkörper nach hinten ſchnellt und ſich trotzig auf die Lippen beißt; er neckt den Goalkeeper, der nach ihm greifen will; er lacht hell auf, als Dick Dreier ſtolpert und ſeine Naſe im Wieſengrün vergräbt; er läuft blitzſchnell ins Goal und ſtößt den feſtumklammerten Ball mit ſolchem Nachdruck auf den Boden, daß ſeine Beine einen Augenblick im ſpitzen Winkel zur Erde durch die Luft ſchwirren.

Nun ſchimpften die Three-quarters auf die Forwards, die Forwards auf den Goal-keeper und der Goal-keeper auf die Three-quarters, ſo daß der Reigen geſchloſſen iſt; Otto von Bredows Partei aber klatſcht jubelnd Beifall.

Otfried rennt etwas erſtaunt und planlos auf dem Feld umher. Er beneidet Otto von Bredow

und ſpürt den brennenden Wunſch, auch einmal den Ball durchs Goal zu bekommen. Aber er merkt, daß darüber noch Monate vergehen werden.

Das Spiel geht weiter. Die Beſiegten kämpfen mit größerer Anſtrengung. Als aber Peter Reichenfeld ſehr ſtolz, ſehr hochmütig und ſehr ſchnell mit dem Ball über die Wieſe rennt, wagt Helmuth Kernitz nicht, ihn zu berühren; Helmuth Kernitz liebt Peter Reichenfeld ſehr.

Wenn die Gutsglocke ertönt, rufen die Präfekten laut: „Halt!“ und das Spiel ſteht ſtill. Die Knaben gehen mit erhitzten Geſichtern nach Hauſe; einige binden ſich Strümpfe um den Hals und legen ihre grauen Jacken über die Schultern. Fipps und ſein Freund Rip Wiepens vergnügen ſich damit, von jedem zweiten Baum einen rohen Apfel abzupflücken, ihn anzubeißen, um ihn dann in weitem Bogen fortzuwerfen, wobei ſie es nicht ungern ſehen, wenn er hin und wieder einen Kameraden trifft.

Doktor Frei legt ſeinen Arm um Otfrieds Schultern und fragt ihn liebevoll nach ſeinem Leben in der Stadt. Otfried iſt betreten und glücklich: er erzählt von ſeiner Mutter, vom Gymnaſium, von den Lehrern und von Klaus. Jedes Mal, wenn er zögernd aufblickt und Doktor Freis glänzend

ſchwarze Augen voll Wärme auf ihm ruhen ſieht, wird er in ſeinen Schilderungen lebhafter. Er fährt ſich öfters mit den Händen durchs Haar und berichtet mit ſteigender Leidenſchaft. Er urteilt über ſeine vergangene Lage mit ſolcher Schärfe, daß Doktor Frei ihn mit zunehmendem Erſtaunen betrachtet. Er bringt die Sätze ſtoßweis, rauh und ſchneidend hervor. Doktor Frei fragt ihn nach ſeinem Vater. Er ſenkt die Augen und erzählt kalt, daß ſein Vater längſt tot ſei. Darauf ſpricht er kein Wort mehr. Als Doktor Frei ihm die Hand zum Abſchied bietet, verbeugt ſich Otfried ſteif und wird dann plötzlich ohne Grund rot.

*

Nach Sonnenuntergang liegen ſie alle auf dem Nußberg, deſſen roter Sand allmählich dunkelt.

Doktor Dunker ſitzt in der Mitte und blättert in einem Buch. Eine Acetylenlaterne ſteht neben ihm, damit er weiter leſen kann, wenn es nachher finſter wird.

Man hört, wie noch die Letzten den Berg hinaufkommen; ſie ſprechen miteinander; oben verſtummen ſie, und ein jeder ſucht ſich einen Platz. Sie breiten ihre grünen Capes über den Boden und legen ſich hin. Sie ſehen zum Himmel hinauf,

an dem ſchon einige Sterne glänzen; den Kopf ſtützen ſie auf die flachen Hände. Am Horizont ſteht der Abendſtern in gelblichem Schimmer über dem Tannenwald.

Einen Augenblick iſt die Stille vollkommen. Dann weht der Wind die Töne eines Volksliedes zu ihnen herüber, das die Dorfmädchen gerne ſingen, wenn ſie abends untergefaßt die Landſtraße entlangſpazieren.

Doktor Dunker fängt an vorzuleſen.

Otfried fühlt plötzlich das Bedürfnis, irgend einem zuzuflüſtern, wie ſchön das alles iſt — —

Er ſchließt die Augen; nun hört er Doktor Dunkers ruhige Stimme:

„— — Und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt: Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel — —“

Otfrieds Gedanken ſchweifen ab: ‚Morgen Mittag werden wir auf der Ernte ſein; wie ganz anders iſt es dann dort!‘

Jetzt verwirren ſich ſeine Gedanken. Er fühlt es und richtet ſich auf. Alle liegen auf der Erde,

die einen wie ſchlafend, die andern auf einen Arm geſtützt und zum Abendhimmel ſchauend, der immer ſtärker dunkelt.

Olf hockt auf dem Boden: er hat die Arme um die Kniee geſchlungen und blickt zum Horizont. Otfried legt den Kopf etwas zurück und betrachtet ihn. Olf runzelt die Stirn. Da ſieht Otfried fort.

Brigitte ſitzt auf einem Baumſtumpf, eingehüllt in ein ſchwarzes Cape. Ihr Haar leuchtet durch die Dunkelheit.

— — Ringsumher wird es finſter. Die Acytelenlaterne brennt. Die Mädchen hüllen ſich fröſtelnd in ihre Capes. Otfried ſtreckt ſich wieder aus und ſieht empor zu den Sternen. Seine Gedanken durchkreuzen ſich abermals und verlieren den Zuſammenhang; er fällt allmählich in Träumereien: wie aus weiter Ferne hört er Dunker ein Gedicht vorleſen.

Das feierliche Lied „Heil'ge Nacht, oh gieße Du Himmelsfrieden in dies Herz“ weckt ihn auf.

Einige der Knaben und die Mädchen ſind zuſammengetreten; ſie ſingen leiſe und ſcheu, nicht immer ganz rein. Aber es liegt etwas Rührendes in ihrem Geſang.

Dann geht ein jeder zu Doktor Dunker hin und gibt ihm die Hand. Dunker ſteht aufrecht; er

hat die linke Hand auf den Rücken gelegt und den Kopf etwas zurückgeneigt: er erwidert den Gruß eines jeden mit freundlicher Miene.

Chriſtoph Rohde, den ſie wegen ſeiner Schönheit und Vornehmheit den „kleinen Prinzen“ nennen, tritt an Olf Sörenſen heran.

„Iſt Dir nicht auch an ſolchem Abend, als ob von nun alles anders werden müſſe?“

Er ſieht verloren in die Nacht.

Da faßt Olf ihn hart an den Arm und zeigt auf das Gutshaus:

„Da iſt Leben! Träume nicht!“

Chriſtoph Rohde lächelt, — faſt hochmütig, — und geht davon.

Otfried ſagt Fredelgunde gute Nacht. Als aber Brigitte an ihm vorbeigeht, Brigitte, mit der er noch kein Wort geſprochen hat, und ſie ihm freundlich zunickend eine gute Nacht wünſcht, da ſteht er, ohne zu antworten, einen Augenblick beklommen da mit zugeſchnürter Kehle; dann aber ſtürzt er wie raſend den Berg hinunter, an Olf Sörenſen, an Brigitte, an Fredelgunde und Doktor Frei vorbei, in ſein Schlafzimmer hinein, auf ſein Bett, beißt in ſeine Hände und küßt ſie — — —

*

Da der Mond in feierlicher Stärke über den Nußbergen aufgeht, ſitzen Olf und Otfried wieder auf dem Fenſterbrett und ſehen auf das flimmernde Waſſer des Baches. Die Fröſche quaken am Teich. Ein linder Wind ſtreicht über das Rohr.

„Wenn man nur vorwärts käme!“ ſagt Olf.

Dann verſtummt er.

19.

Geſchäftiges Leben herrſchte allenthalben auf dem Gutshof. An Scheunentoren und Gartenzäunen, an Brunnentrögen und Ställen ſtanden Fahrräder angelehnt, die in der leuchtenden Sonne dieſes friſchen Samstagnachmittages blitzten.

Die Knaben liefen eifrig herum: ſie füllten ihre Gummireifen mit Luft, ſie rieben die Fahrräder mit ungeheuer ſchmutzigen Lappen blank, ſie unterſuchten die Laternen, ſie packten die grünen Capes auf die Eiſenträger hinter den Sätteln, ſie ſtellten die Maſchinen umgekehrt auf, drehten an den Pedalen, ließen die Räder frei ſpielen und freuten ſich über das regelmäßige Surren, — ſie lachten, ſchimpften, ſchrieen, pfiffen und ſangen: ſie waren in jeder Beziehung „Jungens“.

Die Mädchen gingen leichten Schrittes und freundlich lächelnd mitten hindurch und halfen bald hier, bald dort, froh, ihre Geſchicklichkeit zeigen zu können.

„Siehſt Du, Ripchen," ſagte Fredelgunde zu Rip Wiepens, an deſſen Rad ſie eine losgelöſte Schraube befeſtigte, „wir Mädchen ſind doch geſchickter als ihr."

„Och Du! Geh man!" erwiderte Rip, indem er ſich mit dem Handrücken die Naſe wiſchte. —

„Fredelgunde komm' doch mal her zu mir!"

„Fredelgunde, ich krieg' keine Luft in meinen Gummi!"

„Fredelgunde, würdeſt Du ſo gut ſein, mir hier beim Packen zu helfen?"

„Wer hat ein Spieglein an der Wand?
Wer iſt die Schönſte — — —?"

„Wirſt Du wohl den Mund halten, Bengel!"

„Ha, ha!"

„Ho, ho!"

„Hi, hi!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Otfried ſtand abſeits an ſein Rad gelehnt und ſah etwas kühl in das bunte Treiben. Von Zeit zu Zeit ſummte er die Töne eines Liedes vor ſich hin, das er einſt in einem Konzert gehört hatte.

Peter Reichenfeld trat auf ihn zu:

„Na, fertig?"

„Ja."

„Haſt wohl wenig Luſt?“

„Oh ſehr!“ erwiderte Otfried etwas verwirrt. „Wieſo?“

„Du ſiehſt ein wenig bekümmert aus, mein Sohn!“

„Ach garnicht! Ich dachte nur, — — wo geht's denn eigentlich hin?“

Aber Peter Reichenfeld antwortete nicht: er ſah Edit an, die vorbeiging, die Hand, wie ſie es gerne tat, im rechten Winkel zu ihrem wagerecht liegenden Unterarm erhoben.

Sie blieb ſtehen.

„Na Jungens, freut ihr euch?“

„Worauf?“ fragte Peter Reichenfeld.

„Erſtens überhaupt, — und dann, daß ich mitfahre?“

„Natürlich,“ erwiderte Peter Reichenfeld. Er hob den Kopf und ſah Edith forſchend an.

Edith fuhr mit ihrer weißen Hand über das rote Haar und ging fort, das Haupt etwas geneigt. Peter Reichenfeld aber ſchwang ſich aufs Rad und fuhr halsbrecheriſche Schleifen auf abſchüſſigem Wege.

Wie ſeltſam iſt Peter Reichenfeld, dachte Otfried. Immer iſt er kalt und hochmütig. Seine Worte ſind manchmal wie Peitſchenhiebe, vor denen

man ſich duckt. Neulich ſagte Günther Dietz, der immer ſo für Gerechtigkeit und Edelmut ſchwärmt, zu Peter Reichenfeld: „Du könnteſt Dich eigentlich etwas um den kleinen Holtz in der Untertertia bekümmern; der wird immer geneckt, weil er Jude iſt. Du biſt doch auch jüdiſcher Abſtammung.“ Da hob Peter Reichenfeld den Kopf ſo hoch, daß er kaum über ſeine eigenen Backenknochen hinwegſehen konnte, bog ihn dann etwas nach der Richtung, wo Dietz ſtand, und ſagte, während die ganze Klaſſe aufhorchte: „Der kleine Holtz ſoll anſtändig Fußball ſpielen, fechten und ſich tüchtig prügeln; dann wird niemand wagen, ihn zu necken. — Übrigens wünſche ich nicht für Leute verantwortlich gemacht zu werden, mit denen ich nichts gemein habe als die Abſtammung.“ — Wie ſtolz iſt Peter Reichenfeld, dachte Otfried. Und doch, — warum ſteht er des Abends ſo oft allein auf dem Wotanshügel? Und warum iſt er ſo zart, wenn er mit Edith ſpricht?

Wie ſeltſam iſt Chriſtoph Rohde, der kleine Prinz! Sein Körper iſt ſo ſchlank wie eine junge Birke, ſeine Stimme klingelt wie ein Glöckchen, und alle lieben ihn. Die Mädchen legen ihre Arme um ſeine Schultern und plaudern mit ihm. Aber er ſchüttelt immer den Kopf und denkt nach.

Wie ſeltſam iſt Otto von Bredow! Er wiegt ſich kokett in den Hüften, und Chriſtian Tardeff liebt ihn ſehr. Aber Otto von Bredow ſpielt lieber Fußball und jagt Eichhörnchen.

Wie ſeltſam iſt Judith! Sie iſt ſcheu und flüchtig wie eine Gazelle und tanzt für ihr Leben gern. Kommt ein Junge in ihre Nähe, ſo ſenkt ſie das Haupt und ſieht ihn ſehnſüchtig von unten an. Aber wenn man mit ihr ſpricht, gibt ſie kaum Antwort.

Wie ſeltſam iſt Olf Sörenſen! Er ſchläft ohne Decken und friert die ganze Nacht. Er badet in eiskaltem Waſſer und brennt ſich Kreuze auf die Bruſt. Immer liegt ein verachtender Zug um ſeinen Mund. Und ſeine Augen blitzten manchmal grauſam. Aber mit Fredelgunde ſcherzt er den ganzen Tag —

Da ging Brigitte über den Hof. Sie lächelte einem jedem freundlich zu und half liebreich.

Wie — ſeltſam — iſt — Brigitte, dachte Otfried, und ſein Herz klopfte. Bei ihr iſt alles ſo ruhig, — ſo — ſo — ſo — — Otfried fand keine Worte.

Wo hatte er Brigitte nur früher ſchon geſehen? Er mußte ſie früher oft geſehen haben; mit ihrem ſeltſamen, ſicheren Gang und ihren geſunden, ſchönen

Händen. Otfried dachte ſeit Tagen darüber nach, wo er Brigitte ſchon früher einmal geſehen hatte.

Wie ſchön iſt Brigitte, ſagte er ſich. Nein, wie herrlich iſt Brigitte, — nein, — wie ruhevoll iſt Brigitte, nein, — wie — —

Er fand kein Wort, das ihr Weſen richtig bezeichnet hätte.

Doktor Dunker trat auf den Hof. Im Gehen gab er dem Gutsinſpektor Aufträge und befahl einem Knaben, ihm ſein Pferd zu ſatteln. Als er die Mädchen und Knaben ſah, die geſpannt auf ſeinen Abſchiedsgruß warteten, glitt ein Zug innigſter Zufriedenheit über ſein Geſicht:

„Na lebt wohl, Kinder! Ich kann diesmal leider nicht mitkommen. Seht zu, daß ihr morgen Abend nicht zu ſpät nach Hauſe kommt. — Ich hoffe übrigens, daß Edith, Fredelgunde und Judith gut auf ihre Kameraden aufpaſſen werden!“

Ein entrüſtetes „Oho!“ brauſte über den Hof.

Doktor Dunker lachte:

„Na Adieu, Kinder!“

„Adieu! — Adieu!“

Die Knaben ſchwangen die roten Mützen, die Mädchen knixſten; dann ertönten plötzlich bei allen Abfahrenden die Radglocken, ſodaß es ein wunderſam

liebliches Glockenſpiel gab. Brigitte ſtand am Scheunentor und winkte freundlich: ſie blieb zurück, um der Hausdame in der Wirtſchaft zu helfen.

Nun fuhren wohl zwanzig Knaben, — unter ihnen Edith, Fredelgunde und Judith, — die Landſtraße entlang. Die Mittagsſonne verbarg ſich von Zeit zu Zeit hinter großen, weißen Wolken. Man fuhr zu Zweien und zu Dreien. Alle trugen rote Mützen; die Jungen hatten graue Radfahranzüge an, die Mädchen helle, luftige Kattunkleider, die den Hals und den oberen Teil der Bruſt freiließen.

Die Räder hoben den warmen Landſtraßenſtaub empor, der ſich zu luſtigen Wölkchen zuſammenballte und über die Obſtbäume ſtrich, ſodaß ihre Blätter weiß wurden.

Fipps ſchimpfte fürchterlich, daß er ſo viel Staub ſchlucken müſſe, aber Rip Wiepens meinte, das ſei nun einmal ſo.

Allmählich zog ſich die Kette der Wandernden wohl einen Kilometer lang aus. Helmuth Kernitz fuhr an der Spitze, Olf Sörenſen und Günther Dietz hielten den Nachtrab. Wenn ein Reifen platzte, ſo flickten ihn Olf Sörenſen und Günther Dietz in wenigen Minuten. —

„Na Friedel, wie gehts?“ fragte der kleine Prinz mit ſeiner zarten, hohen Stimme. Er liebte Otfried ſehr.

„Fein iſt's!“ erwiderte Otfried, der klar und froh über die Felder ſchaute, die in der Fülle ihres Kornes rauſchten.

„Du haſt wohl noch nie eine große Radfahrt gemacht?“

„Nein.“

„Ja, wenn man in der Stadt lebt, kennt man ſo etwas nicht,“ bemerkte der kleine Prinz nachdenklich. „Überhaupt iſt man in der Stadt — —“

„Bitte, — ſprich nicht von der Stadt, Prinzchen!“ unterbrach ihn Otfried. „Sieh, wie ſchön das hier iſt!“

Und er zeigte auf das ſonnige Land, über das von Zeit zu Zeit große Wolkenſchatten eilten.

„Du warſt wohl ungern in der Stadt?“ fragte der kleine Prinz.

„O, bitte, Prinzchen, ſprich nicht von der Stadt!“ rief Otfried ungeduldig.

Der Kleine ſchwieg.

Plötzlich legte er ſeine Hand auf Otfrieds Schulter und ſagte lebhaft:

„Paß auf: abends kommen wir ins Gebirge, dann machen wir Halt und ſchlafen im Walde.

Das iſt famos, ſage ich Dir. Freuſt Du Dich? Beſonders am Morgen iſt es ſo fein; — weißt Du, wenn die Sterne verblaſſen, und dann fängt irgend ein Vogel an zu ſingen, ganz ſchüchtern, — und dann antwortet ein anderer, und plötzlich, — das iſt zu komiſch, — plötzlich ſingt die ganze Geſellſchaft. Das höre ich immer zu gern."

„Ich auch! — Wollen wir morgen früh wach ſein?" fragte Otfried.

„O ja!"

„Wenn die andern alle ſchlafen?"

„Ja natürlich! — Wir wollen uns im Wald nah aneinander legen, gelt?"

Da griff Otfried haſtig Chriſtoph Rohde ins Haar und rief:

„Du biſt ein feiner Kerl, Chriſtel! O Du!"

Der Kleine wehrte ſich ſpieleriſch gegen dieſe wilde Liebkoſung, und ſo entſtand ein leichter Kampf zu Rad. Und plötzlich, inmitten dieſes ſeligen Gefühles, einen Freund wie den kleinen Prinzen zu beſitzen, trieb Otfried der unbezähmbare Wunſch: „O Brigitte!" zu ſagen.

„Du, Kleiner, fahr mal vor!"

„Haſt Du mich über?" fragte der kleine Prinz, indem er den Kopf auf die Seite legte.

„Schnell, Prinzchen, fahr zehn Meter vor.“

Chriſtoph Rohde tat, wie ihm befohlen wurde. Otfried blieb zurück. Er hielt ſich mit einer Hand an einem Baum feſt.

— Die Dohlen auf den Zweigen hörten auf, an den weichen Früchten zu picken. Die Elſtern bogen die Köpfe zur Seite und blinzelten. Die Feldmäuſe ließen ab, ihre Naſen zu putzen und horchten erſtaunt. Otfried aber richtete ſich ſteil im Sattel auf und ſagte: „O Brigitte!“

In dieſem Augenblick fuhr Olf Sörenſen erſtaunt und ſpöttiſch an ihm vorbei.

Otfried ſtand das Herz ſtill. Dan traten ihm Tränen in die Augen. O wie er Olf Sörenſen haßte! Wie er ihn haßte!

— — — — — — — — — — — — — — —

Langſam fuhr Otfried weiter, — im Herzen die brennende Scham. Er haßte nicht nur Olf Sörenſen in dieſem Augenblick, er haßte auch Brigitte. Er ſpuckte kräftig aus und fand eine eigentümliche Genugtuung darin. Da ſah er zwei erſtaunte Augen auf ſich ruhen: Judiths, die etwas abſeits von den andern auf der Landſtraße fuhr.

„Entſchuldige!“ murmelte Otfried, der ſehr rot wurde. Judith ſenkte verwirrt die Augen.

„Warum fährſt Du ſo allein?“ fragte Otfried. Er war verlegen, weil er mit Judith zum erſten Mal ſprach.

„Ach —“ ſagte Judith. Sie dachte: es iſt beſſer über Otfried nachzudenken als mit ihm zuſammen zu ſein. Sie hatte Angſt.

„Was hältſt Du von Olf Sörenſen?“ fragte Otfried unvermittelt.

„O, er iſt ſehr nett!“

Judith legte den Zopf auf die eine Schulter und wandte den Kopf etwas abſeits.

„Ich kann ihn nicht ausſtehen!“

„So?“

„Bis Mitternacht vorbei iſt, ſchlage ich ihn ins Geſicht. Adieu Judith!“

Und er fuhr ſchnell davon.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem ſie in einer kleinen, freundlichen Stadt Milch und Kuchen zu ſich genommen hatten, fuhren ſie weiter — dem Gebirge zu, das ſtarr und finſter den Horizont begrenzte.

Otfried fand ſich bald inmitten einer vergnügten Gruppe, zu der auch Olf Sörenſen gehörte. Otfried geriet in die übermütigſte Stimmung. Einen des Weges kommenden rotbäckigen Bauernjungen be-

grüßte er ſchon von weitem mit freudigen Anrufen, ſprang mit großer Umſtändlichkeit vom Rad, nahm die Mütze ab und ſchüttelte dem verblüfften Knaben mehrmals herzlich die Hand, erkundigte ſich angelegentlich nach dem Befinden des Bauern und der Bäuerin, ſaß ſodann nach einem kurzen, einſeitig geführten Geſpräch über den Stand der heurigen Ernte wieder auf, fuhr davon und ließ den Burſchen in der denkbar vollſtändigſten Verwirrung zurück.

Als ſich die Heiterkeit der Geſellſchaft etwas gelegt hatte, fing er an, die ſeltſamſten Reden zu führen, die ſich ſtets einem beſtimmten Sinn zu nähern ſchienen, ohne ihn doch je zu erreichen. Seine Augen glänzten, ſeine Wangen waren fiebriſch rot.

„Wie heißt doch," fragte er im Laufe eines etwas ernſteren, allgemeinen Geſpräches, „das Mädchen mit den Strohhaaren? Ich glaube, ſie iſt zu Hauſe geblieben. Ich kann die Namen nicht alle behalten."

Fredelgunde fragte erſtaunt: „Das Mädchen mit den Strohhaaren? Meinſt Du Brigitte?"

„Ach ja, — Brigitte. Ich muß mir allmählich die Namen merken."

Olf ſah Otfried einen Augenblick ſprachlos an; dann ſagte er ſpöttiſch:

„Mir war vorhin ſo, als hätten die Winde des Feldes den Namen Brigitte auf die Landſtraße geweht.“

„Winde des Feldes — den Namen Brigitte — auf die Landſtraße geweht, — iſt ſehr gut geſagt, direkt dichteriſch, — Sinn hats auch keinen, — wirklich ſehr gut,“ bemerkte Peter Reichenfeld beifällig.

„Weißt Du, Friedel,“ rief der kleine Prinz dazwiſchen, „Du könnteſt nun allmählich wirklich gelernt haben, wie wir heißen.“

„O ich habe ſchon ſo viel gelernt! Zum Beiſpiel: die Geſchwindigkeit des Lichtes beträgt dreihunderttauſend Kilometer in der Minute.“

„Du biſt genügſam, Otfried,“ bemerkte Edith lächelnd.

„Übrigens iſt es falſch,“ ſagte Olf finſter. „Natürlich in der Sekunde!“

Eine wehe Freude ergriff Otfried, als er bemerkte, daß Olf traurig wurde und zurückblieb. Wie einſam doch jeder iſt, dachte er und ſah ſich fremd im Kreiſe der fröhlich plaudernden Mädchen und Knaben um. Jeder ſpricht an dem andern vorbei, jeder lebt an dem andern vorbei. Schatten! Schatten! — Und er fuhr langſamer.

„Du, Olf!“

„Ja?“

„Biſt Du mir böſe?“

„Weswegen?“

„Wegen der Geſchwindigkeit des Lichtes?“

Olf zog die Oberlippe unmerklich hoch, ſo daß zwei ſcharfe Falten von ſeiner Naſe zu den Mundwinkeln liefen. Es lag eine eiſige Verachtung in dieſen Falten. Otfried ſah ihn an, dann blickte er fort.

Ich werde ihn ſchlagen, dachte er, während er mit den Zähnen knirſchte, ich werde ihn ſchlagen. Er ſoll ſeine Sicherheit büßen, dieſe ekelhafte Sicherheit!

Er achtete nicht auf Judiths bittende und ſehnſüchtige Augen, die von den langen Wimpern tief umſchattet ſtetig und treu an ihm hingen.

*

Als der Abendſtern dem rötlichen Schimmer am Horizont enteilte, lagen ſie alle am Rande eines Tannenwaldes und machten ein großes Feuer an.

Die Knaben ſchleppten zwei rieſige Steine herbei. Dann liefen ſie in den Wald und holten dürres Holz. Die Mädchen packten die Vorräte aus und brachten Waſſer aus dem Quell.

Die Flamme ſtieg hoch empor. Olf Sörenſen und Helmuth Kernitz ſchoben einen langen Stecken in die Griffe eines Keſſels, der mit Quellwaſſer gefüllt war. Sie hielten den Stab vorſichtig an beiden Enden und näherten ſich der Flamme. Die andern ſahen neugierig zu und wehrten mit den Händen der ſtrahlenden Glut.

Der Keſſel ſchwankte etwas. Ein Teil des Waſſers ſtürzte heraus und verdampfte ziſchend in der Flamme.

Olf Sörenſens Hände brannten, ſein Geſicht war feuerrot, aber er ſah wohlgemut in die Glut.

Der Keſſel ſtand nun ſicher zwiſchen den beiden Steinen.

„Das Waſſer wird bald kochen," ſagte Fredelgunde.

Otfried ſah Olf Sörenſen neidiſch an.

*

Als die Farben des Himmels in trügeriſchem Grau verſchwanden und der Abend ſich feierlich über die Erde ſenkte, lagen alle auf dem Bauch, ſtützten das Geſicht auf die Hände und ſahen verträumt in das glimmende Feuer.

Hin und wieder hörte man ein kurzes Wort fallen, aber niemand wußte recht, woher das Wort gekommen und wohin es ging.

Hin und wieder warf einer einen Kienapfel in die Glut, aber niemand wußte recht, wer es eigentlich getan hatte.

— Nun läuft die Hindin mit ihren Jungen zum blauen Bach am Waldesrand. Nun horcht die Nachtſchwalbe, ob die Zeit zum Raub noch nicht gekommen iſt. Nun bergen ſich die Mädchen vom Dorf im braunen Schilf und baden in den Teichen — —

„Jetzt ſollte jemand ein Märchen erzählen!“

Irgend einer am Feuer rief es.

„Oh ja, das wäre fein!“

„Ein Märchen! — Wer erzählt ein Märchen?“

„Ich weiß, wie wir es machen: der eine fängt an, ein anderer ſetzt es fort, und immer ſo weiter.“

„Aber es muß ſelbſt erfunden ſein!“ ertönte eine Stimme.

„Natürlich!“ antwortete man.

Alle lachten und freuten ſich.

„Peter Reichenfeld ſoll anfangen!“ neckten ſie. „Peter Reichenfeld kann es ſicher gut.“

Peter Reichenfeld ſträubte ſich, aber die andern ließen nicht nach.

Da wandte ſich Peter Reichenfeld zu Edith um:

„Wie fangen doch immer die Märchen an?“ fragte er leiſe.

„Es war einmal,“ flüſterte Edith verſteckt lachend.

Peter Reichenfeld beſann ſich eine Weile. Als er aber ſah, wie höhniſch Fipps ſich die Lippen leckte, nahm er ein Stück Holz und warf es ihm ins Geſicht. Fipps ſchimpfte, Peter Reichenfeld aber begann:

„Alſo: es war einmal ein mächtiger König, der lebte auf ſeinem herrlichen Schloß in Glück und Zufriedenheit mit ſeiner Gattin. Ihr ganzer Stolz aber war ihr Töchterchen: das hatte goldene Pantöffelchen an ſeinen Füßen und trug ein himmelblauſeidenes Kleid und hatte milchweiße Haut und feuerrotes Haar. Als nun das Prinzeßchen erwachſen war, — da — — — als nun das Prinzeßchen erwachſen war, — da — da — —“

Peter Reichenfeld kam nicht weiter. Alle verhöhnten ihn.

„Als nun das Prinzeßchen erwachſen war,“ fuhr Edith fort, indem ſie Peter Reichenfeld einen leichten Schlag verſetzte, „da ſagte der König zu

ſeiner Frau: ‚Liebe Frau Königin, unſer Töchterchen iſt nun erwachſen und muß heiraten‘, — bei dieſem Wort bekam Peter Reichenfeld wieder einen leichten Schlag — ‚der alte König vom Nachbarland hat um ihre Hand angehalten. Was meinſt Du, wenn wir ihm unſer Prinzeßchen zur Frau gäben?‘ Die Königin nickte beifällig mit dem Kopf und meinte, ſie habe auch ſchon daran gedacht. Sie wolle es dem Prinzeßchen ſagen. Als aber das Prinzeßchen mit den goldenen Pantöffelchen und — —“

Edith ſah ſich fragend um.

„Und dem himmelblauſeidenen Kleid!“ riefen alle, indem ſie vergnügt ihre Hände an den Knieen rieben.

„Und dem himmelblauſeidenen Kleid das hörte, wurde ſie ſehr traurig. Denn — —“

„Bravo Edith! — Weiter Chriſtoph Rohde, — kleines Prinzchen —“

Chriſtoph ſah einen Augenblick ins Feuer.

„Denn da lebte ein wunderſchöner Hirt, der alle Tiere des Königs behütete. Der hatte tiefſchwarze Augen und ganz dunkles Haar und wußte von allem Feinen, was es ſo im Wald und auf dem Feld gab. Aber das Schönſte an ihm war, wenn er die Flöte ſpielte. Dann hörten die Schafe

des Nachts auf, ihre Ohren zu ſchütteln, und ſahen ins Feuer, und die Kälber hörten auf, ihre Mäuler zu lecken und ſich mit den Hinterpfoten an den Ohren zu krauen, und die Gänſe hörten auf, die Hälſe zu recken und dumm dreinzuſchauen.

Als nun eines Tages das Prinzeßchen mit den goldenen Pantöffelchen und dem himmelblauſeidenen Kleide ſpazieren ging, hörte ſie den Hirten die Flöte blaſen und ſeit dem Tage wurde ſie krank vor Sehnſucht und hatte nur den einzigen Wunſch, ihn recht lieben zu dürfen. Aber der ſchöne Hirt liebte das Prinzeßchen ſchon lange, und weil er ſo traurig war, — denn wie durfte er es wagen, ſeine Augen zur Tochter des Königs emporzuheben? — darum ſpielte er auch ſo ſchön die Flöte. Und nun rückte der Tag immer näher heran, wo das Prinzeßchen den alten König vom Nachbarland heiraten ſollte, — da ſagte — —"

„Weiter Franzis!" ſchrieen ſie neckend.

„O no, ich kann nicht!" erwiderte der Amerikaner, indem er aufſprang und fortlief. „Ich weiß 'was von Chemie und Phyſik, aber nichts von Märchen!"

Da lachten alle und riefen: „Weiter Fredelgunde!"

Fredelgunde rieb mit den Knöcheln ihres Zeigefingers an ihrer Naſenwand, wie ſie es gerne tat, ſtreckte Olf die Zunge heraus und erzählte:

„Sagt die Königin zum Prinzeßchen: ‚Prinzeßchen, geh zu den Kälbern und ſag ihnen, ſie ſollen morgen alle aufs Schloß kommen, damit ſie zur Hochzeit geſchlachtet werden.‘

Geht das Prinzeßchen zu den Kälbchen, nimmt die Schürze vor die Augen und weint.

Fragen die Kälbchen:

‚Prinzeßchen, warum weinſt Du?‘

Sagt das Prinzeßchen:

‚Ich ſoll morgen den alten König vom Nachbarland heiraten, und ihr ſollt aufs Schloß kommen, damit ihr geſchlachtet werdet.‘

Brummen die Kälbchen, recken ſich, ſtrecken ſich und laufen davon in den Wald.

Geht das Prinzeßchen zur Königin und erzählt alles.

Da wird die Königin ärgerlich:

‚Prinzeßchen, geh zu den Schafen und ſag ihnen, ſie ſollen morgen alle aufs Schloß kommen, damit ſie zur Hochzeit geſchlachtet werden.‘

Geht das Prinzeßchen zu den Schäfchen, nimmt ihre Schürze vor die Augen und weint.

Fragen die Schäfchen:

‚Prinzeßchen, warum weinſt Du?‘

Sagt das Prinzeßchen:

‚Ich ſoll morgen den alten König vom Nachbarland heiraten, und ihr ſollt aufs Schloß kommen, damit ihr geſchlachtet werdet.‘

Machen die Schäfchen mäh, recken ſich, ſtrecken ſich und laufen davon in den Wald.

Geht das Prinzeßchen zur Königin und erzählt alles.

Da wird die Königin zornig und ſagt:

‚Prinzeßchen, geh zu den Ziegen und ſag ihnen, ſie ſollen morgen alle aufs Schloß kommen, damit ſie zur Hochzeit geſchlachtet werden.‘

Und nun mußte das Prinzeßchen zu den Ziegen gehen.

Als aber ſie alles erzählt hatte, meckerten die Ziegen und liefen in den Wald. Und ſo geſchah es noch bei den Gänschen, Hühnchen und Enten.

Als der König aber hörte, daß die Tiere alle davon gelaufen waren, wurde er furchtbar zornig und befahl — —“

„Fein, Fredel! — — Famos! — Weiter Otfried! —“

Da ſprang Otfrird jubelnd auf, und alle reckten die Hälſe und ſahen zu ihm empor.

Otfried aber rief mit ſchallender Stimme in den Wald:

„— Und der König befahl, daß ſein Gefolge des Morgens früh aufſtehen ſollte, um in den Wald zu dringen und die Tiere daraus zu vertreiben. Und als die Helden nun zum Walde kamen, — da — denkt euch nur," — Otfried reckte den Arm weit aus, — „da hatten des Nachts die Spinnen den ganzen Wald eingeſponnen, ſodaß die Fäden in der Morgenſonne glänzten. Und als nun die Ritter eindringen wollten, da vermochten ſie es nicht, ſo feſt war das Netz.

Nun fühlte der König, daß eine höhere Macht ihm Trotz bot. Und er ließ den ſchönen Hirten kommen und vermählte ihn angeſichts des ganzen Hofes mit ſeiner Tochter. Als aber die Hochzeit gefeiert wurde, da aßen das Prinzeßchen und der Hirte nur von den Früchten des Feldes. Und die Tiere liefen auf dem Feld und auf dem Hof herum. Und die Kälbchen machten muh, und die Schäfchen machten mäh, und die Hühnchen machten pick, pick, und alle waren fröhlich und guter Dinge." —

Da ſprangen die Knaben auf und ſprachen wild durcheinander und lobten das ſchöne Märchen. Die Mädchen aber lachten, flochten ſich Tannenkränze ins Haar und tanzten miteinander. Der kleine Prinz lief zu Otfried heran, ſtrich über ſeine Hand und ſagte:

„Du, mit dem Spinnen das war famos. Ich finde Tiere immer ſo fein!“

Olf ſah unſicher zu Otfried herüber. Als Otfried das merkte, wurde er glücklich.

„Ich werde ihn ins Geſicht ſchlagen,“ murmelte er.

*

Als im Tannenwald der letzte Hirſch ſchnüffelnd zu den Sternen empor ſah und ſich dann mächtig und ſchwer zu Boden legte, als im Bach die letzte Forelle geſchmeidig unter den Stein ſchwamm und das ſilberne Waſſer ſie wohlig umſpülte, als im Dorf die letzte Türe leiſe knarrte und dumpfe Schritte in der Ferne verklangen, da lagen die Knaben und Mädchen ſchwermütig in ihren Decken und ſahen in die Sterne.

„Horch Otfried!“ flüſterte Chriſtoph Rohde.

„Was denn?“

„Hör nur dieſe endloſe Melodie vom Bach! — Wie die Paſtorale!“

Otfried lauſchte. Ja, er kannte dieſe Melodie: hüpfend und ſpringend, geſchwätzig und heiter, von Vogelſang und Kuckucksruf begrüßt gleitet das Waſſer dahin über luſtige Blumen und blitzende Steine, über glänzende Fiſche und goldenen Sand, — endlos — ſüß — endlos — — endlos — — —

Olf Sörenſen ſtand allein auf der Wieſe. Seine Füße waren in den ſilbernen Nebel getaucht, der auf dem weiten Raume lag. Er ſah zum Mond empor und wunderte ſich, daß die Erde dieſes einzig milde Geſtirn beſäße.

Otfried, der eine Weidenrute in ſeinen Händen drehte, ſah ihn vom Walde aus einſam wandeln.

„Haſt Du niemals einen Freund gehabt?“ fragte er Chriſtoph Rohde.

„Niemals.“

„Haſt Du niemanden lieb?“

„Doch. — Meine Mutter.“

Chriſtoph Rohde ſah Otfried an. „Und Dich,“ wollte er ſagen, jedoch: das bekommt man nicht über die Lippen.

„Lebt Dein Vater nicht mehr?“

„Nein, er iſt tot. — Und Deiner?“

„Auch tot.“

Sie ſchwiegen lange.

„Sieh die Sterne!“ ſagte Chriſtoph Rohde endlich. „— — Man gibt ſich furchtbar Mühe hier unten und plagt ſich, — der eine will groß werden, und der andere will gut werden, — und dann ſieht man in die Sterne, — und alles iſt ganz gleichgültig. — Und ſieh mal,“ fügte er lebhaft hinzu, „nun kannſt Du noch ſo bedeutend werden oder ein Mädchen innig lieben, — — Du ſiehſt die Sterne, — und alles iſt gleichgiltig, alles iſt vollſtändig gleichgiltig.“

Otfried war es, als ſpräche nicht Chriſtoph Rohde dieſe Worte, ſondern er ſelbſt.

„Aber das finde ich immer ſo widerſinnig,“ fuhr Chriſtoph Rohde fort, — „jetzt kann ein Aſt vom Baum fallen und uns töten. Dann gibt es keine Sternennacht mehr. Sieh, eben denken wir noch, daß auch der Tod ganz gleichgültig iſt, wenn wir zu den Sternen ſchauen, — und nun, wenn ſo ein Aſt uns tötet, können wir nicht einmal das mehr denken. Und alles war umſonſt.“

Otfried ſah ihn an. Die träumeriſche Nacht legte ſich ſchwer und ſüß auf ſein Gehirn; das iſt gar nicht Chriſtoph Rohde, dachte er, das bin ich ſelbſt im Spiegel, — oder wie ich früher war, oder

einer, der vor langer Zeit einſt lebte, — — der mir ähnlich war, — — aber mein Feind iſt — —

„Der Wald ſteht ganz ſtarr,“ ſagte er bebend und ſcheu, „es fällt kein Aſt herunter.“

„Aber, Otfried, — ich finde es furchtbar, daß ſo ein Aſt die Möglichkeit hat, uns zu töten. Uns, die wir darüber ſprechen, — — die wir doch darüber — herrſchen — —“

„Nun, wenn ſo ein Aſt uns ſchon totſchlüge!“ rief Otfried. „Du brauchſt ihn garnicht zu verachten! Nichts iſt unwichtig! Siehſt Du dieſe Rute? Sie iſt ſehr wichtig! Eine dumme Rute!“

Er pfiff höhniſch durch die Zähne.

„Du biſt dumm, Chriſtoph, wenn Du glaubſt, daß es etwas Unwichtiges auf der Welt gibt. Es war einmal ein Bramahne, — — ſieh einmal, wie ſtolz Olf Sörenſen dort auf dem Feld herumſpaziert. Siehſt Du ihn?“

„Ja natürlich. — Aber Du wollteſt etwas von einem Bramahnen erzählen.“

„Ach, laſſen wir das! — — Vielleicht gibt es viel Unwichtiges. Ich weiß das alles garnicht genau. Ich rede bloß ſo. — Horch mal, die andern ſchlafen ſchon alle, — nur Olf Sörenſen iſt noch auf. Ich haſſe Olf Sörenſen.“

„Du? — Wieſo?“

„Wieſo? — Was wieſo?“

„Wieſo Du Olf Sörenſen haßt?“

„O Chriſtoph, laß mich ſchlafen, ich bin müde!“

„Ja, wie Du willſt. Gute Nacht, Friedel!“

„Gute Nacht, Prinzchen!“

Sie gaben ſich die Hände und legten ſich ſchlafen.

— — — — — — —

„Du Chriſtoph!“

„Ja?“

„Ich glaube, Brigitte hat Dich furchtbar gern.“

„Ja, Brigitte iſt immer ſehr nett zu mir.“

„So? — Na, gute Nacht.“

„Gute Nacht. Morgen ſind wir ganz früh auf, nicht wahr?“

„Ja natürlich.“

Nach einer Stille:

„Du, mir iſt ſo kalt, ich gehe noch ein bischen ſpazieren. Alſo morgen früh!“

Otfried ſtand auf. Er ſtrich mit der Rute durch die Luft. Langſam ging er durch die Reihen der Schlafenden und ſah dann zu Olf Sörenſen hinüber.

Einen Augenblick blieb er ſinnend ſtehen; dann ging er ſchnell auf ihn zu.

Ich halte mein Wort, dachte er froh. Ehe Mitternacht vorbei iſt, ſchlage ich ihn.

„Olf!“

„Ja? — Weshalb biſt Du noch auf?“

„Olf, Du biſt gemein, gemein, gemein!“

Otfried fühlte eine unbeſtimmte Furcht, daß er nicht Worte genug finden würde, Olf zu beleidigen.

„Biſt Du verrückt? Was willſt Du von mir?“

„Du biſt ein elender Heuchler, Olf. Alles iſt bei Dir Komödie, Du — jämmerlicher — Lebenskünſtler, Du!“

Olf ſah ihn verblüfft an.

Otfried wurde erregt. Er zeigte mit der Rute zum Wald hin.

„Siehſt Du, — dort! Da liegt der kleine Prinz. Er kann jetzt nicht ſchlafen, weil ihm alles ſo ſeltſam iſt. Und Du“ — er maß ihn mit einem erzwungen verächtlichem Blick — „Du freuſt Dich am Mondlicht. Man vergibt ſich ja nichts dabei. Man kann dabei immer ſtolz und vornehm bleiben und auf die andern herunterblicken. Du ſchläfſt wohl auch immer gut, denn der Schlaf iſt ja notwendig, damit man am Tage friſch iſt. Sehr klug, aber auch ſehr gemein und widerlich. So ſeid ihr alle, Fredelgunde und Brigitte und Du und Peter Reichenfeld,

— alle," — Otfried hätte ſchreien mögen! — Nur Chriſtoph und ich, wir ſind anders, wir — —"

„Komm, mein Lieber, leg Dich ſchlafen. Du biſt wohl das ſpäte Aufbleiben nicht gewohnt, und es iſt bald Mitternacht."

„Ja, es iſt bald Mitternacht, Olf. Ich habe verſprochen, vor Mitternacht Dich zu ſchlagen. Da — und da — — —"

Zweimal ſauſte die Rute pfeifend durch die Luft und traf erſt Olfs Geſicht, dann ſeine beiden nackten Beine.

Einen Augenblick wollte ſich Olf auf Otfried ſtürzen, plötzlich jedoch hielt er an, ſtöhnte vor Schmerzen kurz auf, ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und ließ das warme Blut über ſein Geſicht rieſeln. Er ſah Otfried ſpöttiſch an und blickte dann zum Himmel hinauf, als wolle er nach dem Wetter ſchauen.

Geraume Zeit verſtrich. Dann wandte ſich Olf Sörenſen langſam zum Bach, nahm ſein Taſchentuch, reinigte ſich vom Blut und ging ruhig und ernſt an Otfried vorbei.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als Mitternacht vorüber war und die Sterne tiefer leuchteten, empfand Otfried eine maßloſe Sehnſucht nach Brigitte.

*

Gegen Morgen wurde es eiſig kalt. Da ſchrie Franzis Walterſon mit lauter Stimme:

„Aufſtehen! Die Sonne kommt!“

Decken und Capes, die in den ſeltſamſten Verſchlingungen dalagen, begannen ſich zu regen. Schlaftrunkene Geſichter, von der Kälte gerötet und glänzend, blickten fragend hervor.

Hellmuth Kernitz gähnte wie ein Raubtier, ſodaß alle lachten. Zwiſchen Fipps und Rip Wiepens entſpann ſich eine ſchläfrige Schlägerei. Peter Reichenfeld lief an den Fluß und wuſch ſich ſchnell.

Als aber Olf aufſprang und an Edith vorüberging, richtete ſie ſich ſteil auf und ſchrie mit vorgehaltenen Händen:

„Hix! Wie ſieht denn der Junge aus!“

„Nanu, Menſch, was haſt Du denn gemacht?“

„Olf, Du haſt ja ein ganz geſchwollenes Geſicht!“

„Und Deine Beine — —“

„Haltet doch eure Mäuler!“ ſchrie Olf wütend. „Bekümmert euch um eure eigenen Beine!“

„Er hat ſich kaſteit!“ rief Otto von Bredow, der ſein Haar vor einem Taſchenſpiegel ordnete.

„Olf, Du wirſt doch täglich verrückter!“ ſagte Peter Reichenfeld, der gerade vom Fluß zurückkam und ſich ſein Geſicht mit dem Taſchentuch abtrocknete. „Geh in ein Kloſter, mein Sohn!“

„Hurra! Olf geht in ein Kloſter!“ ſchrie Fipps begeiſtert. Er liebte ſeinen Präfekten nicht ſehr.

Judith, die den Tannenkranz vom geſtrigen Abend wieder auf ihrem Haar trug, tanzte leiſe ſingend im Walzerſchritt, während ſie Otfried ſeltſame, ſeltſame Blicke zuwarf.

„Du haſt ihn geſchlagen!“ flüſterte Chriſtoph Rohde, indem er Otfried mit ſeinen großen Augen vorwurfsvoll von unten anſah.

„Prinzchen, ich liebe Dich!“ rief Otfried übermütig und umſchlang Chriſtophs Rohdes Hals.

*

Als ſie am Mittag ein Kloſter erreichten und die Gaſtfreundſchaft gütiger Mönche genoſſen, pries Fipps in eigentümlich beredten Worten dieſe geiſtliche Einrichtung und entwarf ein durchaus vollkommenes Bild ihrer Entwicklung von Benedikt von Nurſia bis Franz von Aſſiſi, — wobei er Olf gegenüber ein ſo lebhaftes Gebärdenſpiel betrieb, daß er bald eine Ohrfeige erhielt.

Auf der Heimfahrt ging es fröhlich und geſchwätzig zu. Fredelgunde und Edith waren zu Olf ganz beſonders freundlich.

Otfried verhielt ſich trotzig und ſchweigſam. Er blieb ſtets zur Seite des kleinen Prinzen, für den er eine wachſende Zärtlichkeit empfand.

Da ſie die Straße emporfuhren, ſah Otfried ein Dorf auf grünem Berge liegen; unten brach ſich der Fluß durch das Gebirge Bahn. Die Luft war klar, der Himmel tiefblau. Ein Raubvogel hatte die Füße dicht an den Bauch gezogen und ſchwebte in der Luft. Kuhglocken läuteten — —

Erbleichend, langſam und feierlich ſtieg Otfried vom Rad.

„Chriſtoph,“ ſagte er, „hier bin ich ſchon einmal geweſen.“

Chriſtoph Rohde aber antwortete nicht; nachdenklich und traurig ſah er Otfried an.

Während des ganzen Tages ſprachen ſie dann kein Wort mehr.

20.

Als ſich an einem klaren Wintermorgen Chriſtoph Rohde zum Fenſter hinausbeugte, um Kühlung in der ſcharfen Luft zu ſuchen, ertönte plötzlich ein Schuß, und der kleine Prinz ſank lautlos in ſich zuſammen. Helmuth Kernitz ſprang herbei, ſtützte den erbleichenden Knaben und riß ihm die Kleider von der durchbohrten Bruſt. Otfried umklammerte die Hände des Freundes, deſſen Auge in tötlicher Angſt auf ihm ruhte und dann ſterbend brach.

Einige Minuten lang drang das ſtetige fröhliche Summen der Knaben in den Raum; allmählich verſtummte es.

Tiefe Stille breitete ſich über die Villen am Waldesabhang. —

Ein blödes Lächeln lag auf den Zügen aller.

Otfried war es, als habe er das ſchon alles einmal vor Urzeiten geträumt. Seine irren Blicke wanderten von Chriſtoph Rohdes Kopf, den er in ſeinen Armen hielt, zu Doktor Dunkers Antlitz, das meduſenhaft über den Leichnam ſich beugte und erſtarrte.

Otfried lebte ſchon tauſend, tauſend Jahre; ſeine Lider wurden ſchwer, er fiel zurück — —

*

Die Knaben gingen ſchattenhaft umher. Wie die Köpfe ſchmerzten! Wie die Glieder in die Tiefe zogen! Wenn man nur etwas verſtünde! Aber man verſtand garnichts, garnichts!

Die Mädchen ſaßen in ihren Kammern und weinten. Sie weinten einen Tag und eine Nacht und wieder einen Tag und eine Nacht, bis ſie ſtumpf und ſchwach in ihre Kiſſen fielen. Nur Brigitte ging ruhig und aufrecht umher; ſie tröſtete lind und legte Trauerflöre auf die Kleider der Knaben.

*

Auf Otfrieds Antlitz lag ein blödes, nach innen gekehrtes Lächeln, das ihn drei Tage lang nicht verließ.

In der zweiten Nacht ging er hinauf, trockner Augen und ſchmerzender Glieder, um die Wache an Chriſtoph Rohdes Leichnam zu halten. Er fand eine blonde Frau verhüllt in ſchwarze Gewänder, die unaufhörlich die weißen Hände rang.

Abgewandten Sinnes ſah er Knaben eintreten und wieder hinausgehen. Auch Brigitte ſah ſein dunkelndes

Auge neben Chriſtophs Mutter ſtehen, ſah, wie ſie deren Hände küßte und liebreich lächelte, als die Lippen der Mutter ſich zu regen begannen. Aber nichts von alledem trat klar in ſein Bewußtſein. Die Fäuſte in den Taſchen ſtand er breitbeinig und ſtarr an der umflorten Wand und blickte vor ſich nieder.

Um Mitternacht fiel er zu den Füßen von Chriſtophs Mutter in tiefen Schlaf.

Als er am Morgen aufwachte, ſah er Olf Sörenſen ſich finſter über Chriſtoph Rohdes Antlitz neigen. Otfried ſtand auf und ſagte, — aber er wußte nicht, was ſein Mund redete —:

„Geh hinaus. Du haſt mit Chriſtoph nichts gemein!“

Olf Sörenſen ſah ihn fragend an und verließ dann unentſchloſſen das Zimmer.

*

Am dritten Tag lag das Land begraben unter tiefem Schnee. Die Flüſſe des Landes waren tot, tot die Wälder und Dörfer, und niemand glaubte an des Himmels einſtige Bläue.

Auf der hartgefurchten Landſtraße fuhr der umflorte Wagen dahin, von ſechs Pferden gezogen. Ihm folgte eine lange Reihe ſchwerer Landfuhrwerke.

Im vorderſten ſaß die ſchöne blonde Frau mit ihrer alten Mutter; dann kam der Direktor, allein, gramvoll und gealtert; nach ihm die Lehrer; es folgten die vier Mädchen — mit weißen Tüchlein an den Augen; und endlich zu Fuß die Knaben, tränenlos, mit toten Hirnen, blaß und wie angeekelt von der Willkür des Lebens. Die Glocken des Gebirges und der Ebene läuteten, ſie läuteten fünf Stunden lang, raſtlos und ſtark.

Aus dem finſteren Nachmittage tauchten Dörfer voll trägen, blöden Lebens hervor. Häßliche Geſichter ſtarrten aus leeren, dunklen Fenſterhöhlen. Dünne Lippen murmelten ſinnloſe Gebete.

Otfried ſah über die weißen Felder hin.

Ich möchte nichts mehr wiſſen und dort irgendwo begraben ſein, dachte er.

Gen Abend erreichten ſie die kleine Stadt am Abhang des Gebirges. Mitleidige Frauen hatten einige Fenſter mit Trauerflören umflochten. Die Laternen brannten fahl, das Licht ſchien zerriſſen und häßlich ſich mit der Dunkelheit zu miſchen.

Da ſie die ungepflegten Straßen kreuzten, ſtieg der Gram in ihnen ſo hoch, daß ſie eines Schutzes bedurften: ſie wurden trotzig und gleichgiltig.

Als der kleine Eiſenbahnzug ſich in Bewegung ſetzte, biſſen die Knaben auf ihre Lippen und vergaßen faſt die Häupter zu entblößen. Die Mädchen fielen auf die Kniee und beteten.

*

Zur Nachtzeit erhob ſich von Oſt ein Wind und ſtrich über die Villen am Waldesrand.

Im Haupthaus ſaßen Menſchen an großen Tiſchen; ſie aßen und tranken und lächelten und ſchwiegen und brüteten und verſtanden nichts, garnichts — —

Auch jener Bauernknabe, dahindämmernd in der Blödheit ſeiner Ahnen, hat nichts von alledem verſtanden; er, der einſt an einem klaren, eiſigkalten Wintermorgen nach einer Fahnenſtange zielte und die Bruſt eines Knaben durchbohrte. Der im Gefängnis die Augen ins Leere wandte und die Finger ſpielend drehte — und ſpäter im Dorfe Kinder zeugte — und alt wurde — — und ſtarb — —

21.

Die Nachmittage der folgenden Woche waren frei gegeben worden.

Otfried ging den Gutshof hinunter, um die einsamen Felder zu erreichen, in seiner Brust das tötliche Sehnen der Lebendigen nach jenen, die vollendet sind und ruhen.

Oftmals blieb er stehen, da die Landschaft sich ihm verschleierte; dann sah er nieder und fuhr mit der Spitze des Fußes über den harten Boden.

Ein häßlicher Winterregen war am gestrigen Tage über das Land gefahren. In den Furchen der Straßen und Äcker hatte sich Wasser gestaut, das nun zu frieren begann, während die Sonne sich farbenreich darinnen brach. Über den blauen Himmel gingen große, weiße Wolken und beschatteten von Zeit zu Zeit das Land. Die Luft war klar und rein und ließ die fernsten Ebenen nah erscheinen.

Otfried ging langsam die Landstraße hinauf. Kann es denn hier noch einmal Frühling werden, dachte er.

Heute war es der erſte Tag, daß Chriſtoph Rohde begraben lag.

Otfried hatte die ganze Nacht in ſeine Decken hineingeweint. Sein ſtoßweiſes Schluchzen ließ die Knaben in ſeinem Gemach unruhig ſchlafen. Helmuth Kernitz hatte ſich nach Mitternacht an ſein Bett geſetzt und unabläſſig mit ſeiner harten Hand über Otfrieds Haar geſtrichen. Aber nur häufiger liefen die Zuckungen über Otfrieds Körper.

Umſonſt gelebt! Sinnlos geſtorben! Dieſe Worte drangen Otfried bei jedem Schritt, den er tat, ins Ohr. Umſonſt gelebt! Sinnlos geſtorben!

Und keine Erinnerung! Kein Zeichen! Chriſtophs Mutter würde ſterben! Und deren Mutter! Bruder und Schweſter hatte er nicht — —

Keine Erinnerung! Kein Zeichen! Nichts, das Unſterblichkeit verbürgte!

O Brigitte, gieb mir Unſterblichkeit! —

Aber Brigitte mußte er meiden wie bisher, denn Brigitte gehörte zu Chriſtophs und zu ſeinen Feinden; auch ſie war von jenen, die immer ſtolz und kühl ihre Pflicht tun, die ruhig in die Welt ſchauen, ſich gern am Mondlicht freuen und ohne Schmerzen ſinnen. Sein Vater und Chriſtoph

Rohde und er, ſie waren alle drei von einem Blut und mußten kämpfen, kämpfen gegen die andern, gegen ſeine Mutter, gegen Brigitte und Olf. So geht es in der Welt: die Zerriſſenen und Verblutenden müſſen kämpfen gegen die Geſunden und Lebendigen und, — und — o, das war ſchmachvoll! — um ſie werben.

Otfried ging ſchnell die Landſtraße entlang.

So will ich immer gehen, dachte er; immer die Landſtraße entlang, immer die Landſtraße entlang, bis es Abend wird!

— — Vater iſt tot! Chriſtoph Rohde iſt tot! Mutter, Brigitte und Olf aber leben!

Ich kann nicht mit den Toten leben. Ich kann nicht. Die Kleinen dort oben ſind wieder ganz vergnügt, und die Großen arbeiten und ſprechen ruhig miteinander.

Immer die Landſtraße entlang! Umſonſt gelebt! Sinnlos geſtorben!

Man wird doch erwachſen! Man kann nicht dagegen an. Man denkt nicht mehr daran, wo die Toten ſind und warum alles ſo wirr im Leben iſt. Man arbeitet und lacht und freut ſich, man erzählt

Märchen und neckt Fredelgunde, man ſieht in die Sterne und hört die Vögel ſingen — —

O Brigitte, gib mir Unſterblichkeit!

Immer die Landſtraße entlang wie ein rechter Wanderburſche! Umſonſt gelebt! Sinnlos geſtorben! —

Wenn Brigitte durch den Garten geht, ſo iſt es wie ein Feſt. Ob es Sommer, ob es Winter iſt, immer liegt ihr Haar wie ein Erntekranz auf ihrem Haupt.

Warum immer nachdenken und weinen? Warum verbluten, wenn es keinen Sinn hat? Das Leben iſt ſo ſchön! Wenn das Waſſer ſich in den Furchen ſtaut und die Sonne hineinleuchtet, ſo gibt es dort die ſchönſten Farbenſpiele. Wenn es den Tag vorher geregnet hat und neblig war, ſo iſt die Luft ſpäter ſo klar, daß man die entfernteſten Ebenen ſieht und noch einmal ſo friſch wandert. —

Immer die Landſtraße entlang! Umſonſt gelebt! Sinnlos geſtorben!

In alles, was hundert Schritt von mir entfernt iſt, kriecht meine Sehnſucht hinein. Ich ſehe ein Licht in der Nacht. Gleich denk' ich mir ein Märchen hinzu. — — Wer kann das ertragen?

O Brigitte, gib mir Unſterblichkeit!

Es muß herrlich ſein, den Leib eines Mädchens zu umfaſſen und ſeinen Kopf daran zu preſſen, oder Hand in Hand mit einem Freunde die Landſtraße entlang zu wandern. Wozu nachdenken? Prinzchen, wir waren ſo dumm! Warum haben wir Olf Sörenſen ins Geſicht geſchlagen? Man ſieht noch die Striemen. Prinzchen, es war dumm. Wir müſſen uns Olf Sörenſen zum Freunde machen, denn Olf Sörenſen iſt ein guter Freund, Olf Sörenſen verſteht, ganz ſchnell die Landſtraße entlang zu gehen, im Gleichſchritt: Hand in Hand, Hand in Hand. —

Man wird doch erwachſen. Man kann nicht dagegen an.

Heut habe ich noch viele Möglichkeiten, morgen gehe ich zu Olf Sörenſen und tauſend ſplittern von mir ab, und übermorgen gehe ich zu Brigitte, und wieder ſplittern tauſend von mir ab. — — Früher konnt' ich viele Wege gehen, nun kann ich nur noch wen'ge Wege gehen, bald gehe ich nur einen — —

O Brigitte, gib mir Unſterblichkeit! —

So kann man ſtundenlang die Straße wandern und nichts denken.

Prinzchen, es war dumm von Dir ans Fenſter zu treten und Dich erſchießen zu laſſen. Sieh mal, wie ſchön klar hier die Luft iſt!

Immer die Landſtraße entlang! Umſonſt gelebt! Sinnlos geſtorben! —

„Guten Tag, Otfried!“

„Guten Tag, Prinzchen!“

— — — — — — —

„Du!“

„Ja?“

„Ich denke, Du biſt tot?“

„Ach nein, das haſt Du nur geträumt.“

„So?“

„Ja.“

— — — — — — —

„Du, — biſt Du auch ſicher lebendig?“

„Ach Otfried, ſei nicht dumm!“

„Na gut. Komm nur. — Du!“

„Ja.“

„Doktor Dunker hat geſagt, wir ſollen morgen in den Wald gehen, um Bäume zu fällen. Machſt Du mit?“

„Ja natürlich.“

„Wollen wir zuſammen ſägen?“

„O ja. Aber feiner iſt es noch mit der Axt. Wenn dann der Baum ſtöhnt, ich ſage Dir, dann zittert der ganze Wald — —“

— —

Gegen Abend ſchrie Otfried leidenſchaftliche Worte in den Wind. Als er aber die „Harzreiſe“ vor ſich hin ſprach, rannen die Tränen lindernd und ſanft:

„Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträucher zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn.
Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Wert
In ung'nügender Selbſtſucht.
Iſt auf Deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte!“

22.

Sieben Tage hatte es unaufhörlich geſchneit. Um Mitternacht des achten Tages erhob ſich ein Sturm und blies über die entſchlafenen Felder. Der Wind fegte den Schnee empor, er führte ihn im Wirbel zu den Villen am Rande des Waldes und warf ihn Otfried ins Geſicht, der ſich aus dem Fenſter des Schlafzimmers beugte, um Kühlung zu ſuchen aus ſeinen fieberheißen Träumen.

Die Knaben hüllten ſich im Schlaf fröſtelnd in ihre wollenen Decken. Chriſtian Tardeff ſprach mehrmals erregte Worte ohne Zuſammenhang vor ſich hin. Es ſchien Otfried, als träumte er von Chriſtoph Rohde.

Otfried ſah hinaus in die Nacht.

Wie einſam war alles um ihn her! Wie troſtlos die Stille! Dort hinten ſchliefen ſeine Kameraden, einer neben dem andern; aber keiner von ihnen kannte den andern. Denn jeder Menſch iſt einſam!

Chriſtoph Rohde iſt tot; was weiß ich, warum Chriſtoph Rohde tot iſt? Mit Olf Sörenſen habe

ich ſeit der Nacht auf dem Gebirge einmal geſprochen; da vertrieb ich ihn von Chriſtophs Leichnam.

Brigitte kenne ich nicht; ſie hat einmal die Hand auf meine Schulter gelegt, als wir an Chriſtophs Sarg ſtanden. Ich aber habe ſie abgeſchüttelt. Brigitte kenn ich nicht. Wer iſt Brigitte? —

Otfried trat vom Fenſter zurück. Er ſchüttelte betrübt den Kopf. Er ſtand mit ſeinen nackten Füßen auf den kalten Steinflieſen. Ihn fror. Er griff gedankenlos zu ſeinen Strümpfen und zog ſie an; dann nahm er die Unterhoſen. Während er zerſtreut das Nachthemde in die Beinkleider ſtopfte, überlegte er ſich plötzlich, ob er ſeine Phyſikaufgabe gemacht habe. An der Anode entſtand Sauerſtoff, wie? Oder an der Kathode?

Wo waren denn die Kleider? Ah, ſieh da, — die Kleider, — — er mußte ſie anlegen, — — es war doch immerhin eine kalte Nacht, — ſo — ſo —. Der deutſche Aufſatz — er war ſchwer. Wie war es doch gleich mit — —

Leiſe ſchlich er aus dem dunklen Zimmer hinaus und kletterte vorſichtig die Feuerleiter abwärts.

Wie war es doch gleich mit König Ödipus? —

Otfried berührte die Erde; er ſchrie leiſe auf und ſah ſich verwundert um, das Blut ſtockte ihm:

was wollte er denn? — Nein! — — Ja! — Ja! — — Nein! — — Ja! — — Nein, es geht unmöglich —

Du, jetzt beiß die Zähne zuſammen, — denk an garnichts, — ich komme nie zu Brigitte, — — wenn ich jetzt nicht zu ihm gehe. — — O Brigitte! — Nein, es geht nicht, — denk an etwas anderes, — gleich iſt es geſchehen, — das iſt ja alles nur ein Traum, — nun muß es wirklich werden, — — nur noch ein paar Schritte, — — denk an etwas anderes — —

Der deutſche Aufſatz! Wie — war — es — nur — mit — König — Ödipus?

König Ödipus — ging durch die Wälder. — Er war ſehr blutig — und blaß. — Die wilden Tiere hatten ihn gebiſſen; — — erſchlagen lag der Vater am Kreuzweg, — — es iſt doch ein Wahnſinn, aber ich muß — ich muß, — Chriſtoph iſt ja tot, — denk an etwas anderes — —

Die — wilden — Tiere hatten ihn gebiſſen, — und ſein langes Haar blieb oft in den Zweigen hängen, — ihn höhnte ein böſer Spruch. — — Nun ging er zu — ſeiner Mutter, — aber er dachte, es ſei ſeine Geliebte, — und er wußte nicht, daß es ſeine Mutter war — —

Ja, es muß ſein, ich muß endlich den Mut haben, — endlich — endlich, — o, wie herrlich! Noch ein paar Schritte, — dann wird alles gut, — alles iſt dann ſo ruhig, — ſo feſt und treu — —

Und er zerſchmetterte die Sphinx, denn die gab Rätſel, unlösbare, törichte, — wie war es nur? — Und dann ging er zu ſeiner Mutter. — Ja, aber warum ging er zu ſeiner Mutter? —

König Ödipus war blutig und blaß, denn die Tiere hatten ihn im Wald gebiſſen und ſein Haar war lang —

Otfried blieb ſtehen.

Warum ging Ödipus denn zu ſeiner Mutter? Das mit dem Schickſal war dumm! Wollte er noch einmal geboren werden?

Otfried kicherte. Dann zog er mißtrauiſch die Naſe hoch. Er dachte, er dachte an etwas — —

König Ödipus — nein, König war er noch nicht, — Ödipus ging durch die Wälder und zerſtieß ſich an den Steinen, — er war ſehr blutig und blaß. Dann zerſchmetterte er die Sphinx und ging zu ſeiner Mutter und zeugte in ihrem Schooß kleine Brüder und kleine Schweſtern. —

O mein Gott, iſt es hier aber dunkel! — Wenn jetzt Brigitte käme! Ach Unſinn, Brigitte ſchläft

feſt, — alle ſchlafen, — es iſt ja bald Morgen, — hu, iſt das kalt hier!

Wie gelb der kleine Prinz am dritten Tage ausſah, ſeine Hände waren wie aus Elfenbein!

Otfried kicherte: was wird Olf ſagen, wenn ich nachts hier anrücke? — Nun ſchnell, denk weiter an Ödipus. — — Ja, und dann wurde König Ödipus geblendet und irrte blöde in den Landen umher, — — aber das iſt alles dumm! — —

Jetzt, — — heil'ger Bonifacius ſteh mir bei! — — jetzt — — oder nie:

Otfried öffnete die Tür zu Olfs Dachſtübchen. Einen Augenblick verharrte er beklommen. Dann ging er leiſe an das Bett, das unter dem Fenſter ſtand. Ihm war es, als müſſe ſeine Bruſt ſpringen, ſo klopfte ſein Herz. Da lag Olf; er hatte die Arme über die Bettdecke geſtreckt. Sein ſcharf geſchnittenes, weißes Geſicht tauchte unklar aus dem Dunkel hervor, ſein blondes Haar lag ihm auf Stirn und Schläfen — —

Ach Olf — —

Olf fing an, unruhig zu werden. Er flüſterte leiſe und ſehnſüchtig. Was flüſterte Olf nur? Otfried beugte ſich tiefer über das Bett und ſah Olf ſcharf an.

Was — flüſterte — Olf — — nur?

Olf wurde unter Otfrieds Blick immer unruhiger. Er warf ſich hin und her. Was — flüſterte — Olf — nur?

Jetzt wurde Olf wieder ruhiger, ſeine Bruſt fing an, ſich gleichmäßiger zu heben und zu ſenken.

Er tat tiefe Atemzüge. Plötzlich dehnte er ſich und ſtöhnte.

Was war das nur für ein Zug, der um Olfs Mund lag?

Otfried ergriff Olfs Arm und ſchüttelte ihn.

„Olf! Olf! Wach auf!“

Mit einem Satz ſprang Olf aus dem Bett. Schlaftrunken, noch mit geſchloſſenen Augen ſtand er in der Mitte des Zimmers und rief laut:

„Wer iſt da?“

Otfried ſtand aufrecht und ſah ihn an.

„— — Otfried! — Du — —!“

„— — Du, Olf, — — träume nicht ſo!“

Olf ſtand gänzlich verwirrt im Zimmer.

Endlich ſah er Otfried klar. Er ſetzte ſich auf ſein Bett und ſtarrte ſchlaftrunken zu Boden. Plötzlich ſchüttelte er ſich:

„Wieviel Uhr iſt es?“

„Bald Morgen.“

„Iſt jemand krank?“

„Nein. Niemand.“

Olf kroch in ſein Bett zurück, zog die Decke feſt um ſich und ſah Otfried mit großen Augen an. Träumte er?

Otfried aber ſtand noch kerzengrade in der Mitte des Zimmers und blickte zum Fenſter hinaus. Man hörte nur den heftigen Schlag ſeines Herzens. Und immer noch ſah ihn Olf mit großen Augen an.

Wie ſchwarz der Himmel war!

Die Haſen ſchlafen jetzt im Wald, dachte Otfried; da iſt es Winters wärmer als auf den Feldern. In der Erde aber iſt es jetzt kalt. Da ſchläft Chriſtoph Rohde — —

Plötzlich ſtreckte Olf ſeine Hand aus der Decke:

„Otfried!“

„Ach — Olf!“

Otfried ſetzte ſich auf Olfs Bett.

Eine lange Stille trat ein.

Dann fragte Otfried leiſe:

„Magſt Du Brigitte, Olf?“

„Ja, ſehr!“

Nach einer Weile fragte Olf:

„Und magſt Du Fredelgunde, Otfried?“

„O ſehr!“

Nun ſchwiegen ſie wieder.

„Haſt Du Chriſtoph Rohde ſehr geliebt, Otfried?“ fragte Olf endlich. „So, wie er Dich?“

„Als er lebendig war, wußte ich es nicht. Jetzt weiß ich es: ich habe ihn furchtbar geliebt.“

„Man ſoll nicht länger als dreißig Tage um einen Toten trauern, Otfried.“

„Ja, ich weiß.“

Eine Stille.

„Du —“

„Ja?“

„Mein Vater hat ſich ſelbſt getötet. Ich war noch ganz jung —“

Olf lag regungslos im Bett. Seine Augen leuchteten im Dunkel.

Otfried wollte noch ſo viel ſagen, nun hatte er alles vergeſſen.

— — — — — — —

„Du, mit der Lichtgeſchwindigkeit weiß ich jetzt ſehr gut Beſcheid!“ ſagte Otfried kichernd.

„So?“

„Ja. Das finde ich zum Beiſpiel ſo drollig: wenn der Sirius in dieſem Augenblick verlöſchen würde, ſo könnten wir ihn doch noch vierzehn Jahre ſehen, weil der Sirius nämlich -- —“

Er wurde plötzlich rot: Gott, was redete er denn für Unſinn!

— — — — — — —

„Das Prinzchen hatte eine feine hohe.Stimme, was?“

Otfried machte das Prinzchen nach: er legte den Kopf bei Seite, ſah dann von unten herauf, warf ſeine Locken zurück und ſagte mit ganz heller Stimme: „Du, Friedel?“

Dann lachte er.

Olf ſah ihn verwundert an.

„Und Judith — — Gott, was rede ich denn für Unſinn!“

Er ſchwieg. Er war wirklich ärgerlich über ſich: konnte er denn nicht den Mund halten? Aber er war ja ſo glücklich.

„Du, jetzt muß ich aber gehen.“

Er wollte ſagen, daß ſie von nun an Freunde ſein würden, aber das ging doch nicht.

Olf gab ihm die Hand.

„Gute Nacht, Olf!“

„Gute Nacht, Friedel!“

„Schlaf wohl!“

„Danke. Du auch!“

„O, ich ſchlaf jetzt nicht!“

„Was tuſt Du denn?“

„Ich leg mich jetzt hin und denke nach.“

„Schlaf nur. Das tut Dir beſſer!“

„Na, — gute Nacht, Olf!“

„Gute Nacht! — Du, Otfried!“

„Ja?“

„Kommt Deine Mutter einmal wieder zu uns?“

„O ja; im Frühjahr!“

„Liebſt Du Deine Mutter?“

„Ja, Olf, — ich — liebe — meine — Mutter. — — — Du!“

Otfried riß plötzlich die Augen groß auf.

„Was iſt denn?“

„Ach, Olf, endlich weiß ich es: — Brigitte iſt ja wie meine Mutter!“

Otfried rannte ſchnell aus dem Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen war alles ſtill. Die Bäume und das Waſſer und die Rehe und der Wind, — alle waren ſtill, ganz ſtill — — —

23.

Ein Winterſonntagmorgen auf dem Wotanshügel.

„Komm herauf, Otfried!“

„Gleich, Olf. Das Geſträuch iſt ſo dicht!“

„Komm ſchnell, Otfried! Gleich geht die Sonne auf, und Du biſt nicht oben.“

„Ich komme! Sieh dort die Krähen! Immer fliegen ſie zu dreien: ein komiſches Volk!“

„Otfried! Otfried! Wo biſt Du nur? Am Horizont liegt ſchon der rote Streifen.“

„Die Jungen ſollten das Geſträuch weghauen, aber ſie waren faul. Noch immer geht kein Weg hinauf! — Heißa! Ein Rebhuhn! — Da bin ich!“

Das Unterholz zerbrach unter Otfrieds Füßen. Nun tauchte ſein Geſicht auf, das von der Kälte gerötet war.

„Wie friſch liegt dort das Land! Die letzten Nebel ſteigen auf und ſchwinden. O dieſer herrliche Morgen!“

Olf saß in sein grünes Cape gehüllt auf dem Markstein und blickte hinunter.

„Sieh, dort kommt die Sonne!“

Staunend, mit großen Augen sahen sie das Gestirn stark und feierlich im Osten aufgehen.

„Die Luft ist silbern wie Quellwasser. Man möchte sie trinken.“

Sie sahen lange hinunter in die Ebene, aus der die Schatten mählich schwanden. Als die weißen Steine des Dorfkirchhofs aus unbestimmten Nebeln in klares Sonnenlicht hervortauchten, wurden die beiden Knaben von tiefer Rührung ergriffen. Und dennoch ward ihre Brust fast zersprengt von dem unbändigen Jubel, leben und schauen zu dürfen

Otfried riß das Cape und die Mütze ab.

„Wenn jetzt Judith da wäre!“ rief er. „Ich würde mit ihr tanzen und tanzen, den ganzen Wotanshügel hinunter, zum Dorfkirchhof hin, bis wir nicht mehr könnten!“

Er dehnte seinen schlanken, harten Körper.

„Otfried, heute ist Schnitzeljagd!“

„Hurra! Ich gebe jedem eine Stunde Vorsprung.“

„Du, die Kerls betrügen ja! Fipps iſt neulich gelaufen und hat nur zwanzig Papierſchnitzel geſtreut. Elend, was?“

„Haue! Haue!“ ſagte Otfried, der anfing auf eine Eiche zu klettern.

„Otfried, die Luft iſt ſo klar, daß man auf den Grauen Bergen die Burgruinen ſieht. Siehſt Du ſie?“

„Ich ſehe ſie, — ſie ſind ganz deutlich zu erkennen!“ rief Otfried von oben.

Und plötzlich erhob er ſeine helle Stimme und ſang:

„O, Täler weit, o Höhen,
O ſchöner, grüner Wald . . . .“

Mitten im Lied jedoch unterbrach er ſich:

„Du, Olf, wir wollen mal etwas ganz Großes werden, irgend etwas, was noch kein Menſch auf der ganzen Welt war!“

„Ja natürlich!“ höhnte Olf. „Wenn man im Morgenwind auf einer Eiche ſteht und die Äſte biegen ſich und die Haare flattern, — ha, was hat man dann für große Gefühle in der Bruſt!“

„Eſel!“ tönte es von den kahlen Zweigen der Eiche zurück.

Eine Stille trat ein.

Plötzlich kletterte Otfried ſchnell und behende hinunter und ſetzte ſich ſehr nachdrücklich neben Olf.

„Ich bin furchtbar unglücklich!“ ſagte er.

Olf rieb mit der Naſe an ſeinem Cape entlang.

„So?“

„Ja!“

„Furchtbar?“

„Ja. Furchtbar!“

„Wieſo denn?“

Otfried wurde rot.

„Du weißt es ja!“

Olf ſtand auf und ſchleuderte Steine ins Tal.

„Ich hab' keine Ahnung.“

„Weil ich immer noch mit Brigitte kein Wort geſprochen habe.“

„Na, dann kannſt Du es ja bald tun. Du biſt ja auch erſt ſieben Monate hier,“ ſagte Olf, während er nach einer Haſelſtaude zielte.

„Ich kann es aber nicht. Jeden Abend nehme ich mir vor, ihr gute Nacht zu ſagen, und dann geht es nicht. — Übrigens kann ich Brigitte doch nicht plötzlich gute Nacht ſagen, wenn ich es ſieben Monate nicht getan habe.“

„Na, denn läßt Du's eben!“

„Ach Olf, rede doch keine Dummheiten!“

„Wieſo Dummheiten?“

Drei Krähen flogen krächzend über die brachen Schollen.

„Du weißt ganz genau, wieviel mir daran liegt — —“

„Woran? Ihr gute Nacht zu ſagen?“

„Ja.“

„Na, dann tu es doch.“

Otfried ſtand wütend auf.

„Olf, Du biſt wirklich ein Eſel.“

Olf beachtete dieſe Freundlichkeit nicht.

„Wir müſſen überhaupt jetzt gehen. Es iſt höchſte Zeit!“

Bald liefen die beiden Freunde den Hügel hinunter. Otfried ſtieß manchmal ein Steinchen oder eine loſe Wurzel mit der Fußſpitze kräftig vorwärts und freute ſich, wenn ſeine Geſchoſſe Olfs nackte, rötlich ſchimmernde Beine trafen.

Sie gingen den ſchmalen Weg durch den Tannenwald. Der Boden war hart gefroren; auf dem Geſträuch lag der Reif des Morgens. Die Luft war eiſig kalt. Langſam ſtieg die Sonne über dem Land empor, das in der wundervollen Ruhe eines winterlichen Sonntagmorgens ſich breitete.

Aus der Ferne nur läuteten die Glocken von den Türmen der Dorfkirche. Sie riefen nicht die Toten, die am Sonntagmorgen ſo ſelig und geſund ſchlafen wie nie zuvor, — ſie riefen die Lebendigen und ſegneten ihre Wanderung durch das kalte, ſilberne Winterland.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als aber Olf und Otfried den Waldweg entlang gingen, begegneten ihnen Edith und Peter Reichenfeld. Edith trug die weiße ſchmale Hand mit den rötlichen ſpitzen Fingernägeln ein wenig erhoben — ſo, wie ſie es liebte.

Sie gab Otfried einen Naſenſtüber, hob den Kopf etwas und fragte:

„Na Fridolin, wie geht's?"

„Dank, Herrin, Dank."

„Warum Herrin?" fragte Peter Reichenfeld — zart und glücklich wie ſtets, wenn er in Ediths Nähe war.

„Bin ich Fridolin, ſo iſt Edith die Gräfin von Savern. Und das ich Euch ergeben bin, edle Frau — — —!"

Otfried legte ſeine Hand auf die Bruſt, machte eine artige Verbeugung und ſprang davon.

„Um neun Uhr Schnitzeljagd! Um zwei Uhr Hallali! Auf Wiederſehen!“

„Auf Wiederſehen!“

Als die beiden Knaben ein kleines Stück weiter ſchritten, kamen Fredelgunde und Judith.

Otfried lief auf Judith zu, nahm ihre Hand, ſtemmte ſeine in die Hüfte und tanzte einige Male um ſie herum, während das Mädchen lachend und errötend ſich um ſeine eigene Achſe drehte. Olf aber ſteckte ſeinen Arm unter den Fredelgundes und rief:

„Mädels, ihr müßt mit uns mitkommen und uns beim Frühſtück Geſellſchaft leiſten!“

Die beiden zogen die leicht widerſtrebenden Mädchen fort.

Nun fing Otfried an, einem fahrenden Schüler gleich auf einem Weidenſtab als auf einer Querpfeife zu blaſen, wobei er luſtig ſprang, den Kopf zur Seite bog und Judith mit komiſcher Verliebtheit anblickte. Dann warf er ſeine Flöte in weitem Bogen fort, gab ſich ein geſchäftiges Ausſehen und begann den Ritter Heißſporn zu ſpielen, indem er Judith ungebärdig zur Seite ſtieß:

„Fort, fort,
Du Tändlerin! — Dich lieben? — Ei, ich liebe
Dich nicht und frage nichts nach Dir. Iſt dies

Die Zeit zu Puppenſpiel und Lippenkampf?
Nein, blut'ge Naſen gibt's, zerbrochne Kronen
Und dieſe noch im Handel oben drein
Gangbar zu machen. — Blitz! Mein Pferd, mein Pferd!
Was ſagſt Du, Käthchen, wollteſt Du nicht was?"

Lady Percy fragte errötend, leidenſchaftlich:

„Ihr liebt mich nicht? Ihr liebt mich wirklich nicht?"
„Komm, Käthchen, willſt Du mich reiten ſehen?
Wenn ich zu Pferde ſitze, will ich ſchwören,
Ich liebe Dich unendlich. Aber — — — — —"

Da, — als ſie den Kreuzweg erreichten — —!
Gott — — — —!

O Brigitte, wenn ich jetzt nicht mit Dir ſpreche, bin ich verloren! O Brigitte!

„Guten Morgen, Brigitte!" ſchrie Otfried mit verzweifelter Stimme. „Ein herrlicher Tag heute, nicht wahr?"

Olf blieb mit offenem Munde ſtehen und ſtarrte Otfried an. Dann kniff er Fredelgunde ſo heftig in den Arm, daß ſie fürchterlich ſchrie.

Brigitte aber glühte vor Freuden; ſie kam raſch näher, reichte Otfried mit einer innigen und ſchönen Gebärde die Hand und ſagte:

„Guten Morgen, Otfried! Ja, es wird ein ſchöner Tag heut werden!“

O Gott, wenn ich jetzt nur nicht niederſtürze!

O Brigitte, das andere war alles ein Traum! O Brigitte!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im lebhafteſten und luſtigſten Geſpräch erreichte die kleine Geſellſchaft das Schloß und beſtieg langſam die ſteinerne Treppe.

Allen voran tänzelte Otfried die Stufen hinauf.

Aus dem Walde ertönten — ſtetig ſich nähernd — die freudigen Rufe zur Jagd.

Druck von Edmund Stein in Potsdam.

Princeton University Library
32101 069169744